

CARL RABL (1853–1917)

von Rudolf R a b l

Inhaltsübersicht:*	Seite
1. Jugend und Studienzeit in Wien und Leipzig	249
2. Universitätsprofessor in Prag (1886–1904)	258
3. Universitätsprofessor in Leipzig (1904–1917)	286

1. Jugend und Studienzeit in Wien und Leipzig

Über die Lebensumstände von Carl Rabl, geb. 2. 5. 1853 in Wels, sind zahlreiche Aufzeichnungen vorhanden. Aus seiner frühesten Kindheit ist bekannt, daß er eine große Feuersbrunst erlebt hat, die in der Nähe des Vorstadtplatzes ausgebrochen war, so daß das damalige Wohnhaus gefährdet schien. Die Familie war mit verschiedenem Hausrat beladen in das Haus der Großeltern Neuditschka in der Herrengasse gezogen. Carl Rabl hat später erzählt, daß er dabei eine Zuckerdose tragen mußte. Schon als Fünfjähriger wurde er auf einen Tisch gesetzt, während sein Vater eine Amputation vornahm.

Auf der Volksschule hatte er scheinbar einen unbarmherzigen Lehrer, der die Schüler schlug. 1863 kam er auf das Gymnasium nach Kremsmünster. Aus den folgenden Jahren waren noch viele Jahre später Briefe, sorgfältig auf rosafarbenen oder mit weißen Blümchen bedecktem Papier geschrieben, vorhanden. Über dem Eingangstor in den ersten Hof des Stiftsgebäudes von Kremsmünster wohnte der Zeichenlehrer Bayer, dem Carl Rabl durch seine Eltern zuerst allein, später mit seinem jüngeren Bruder Hans anvertraut war. Die leibliche Fürsorge und Aufsicht hatte das Fräulein Toni, das scheinbar für gutes und zweckmäßiges Essen sorgte. Das Waschen der Schüler ging auf sehr primitive Weise vor sich, indem jeder ein Glas Wasser bekam, das er sich über Kopf und Hände gießen mußte. Im Sommer sorgte ein Schwimmbad für die Reinigung. Herr Bayer versammelte seine sechs Zöglinge um einen Tisch, auf dem im

* Vgl. dazu R. R a b l : Anfänge, Ausbreitung und Werdegang der Ärztfamilie Rabl in Oberösterreich. Jb. ÖOMV, 115. Bd. (1970), S. 167–198 und R. R a b l : Die Ärztfamilie Rabl in Wels. 16. Jb. Mus. Ver. Wels (1970), S. 145–168.

Winter als Beleuchtung nur eine Talgkerze stand. Die Teilnahme der ganzen Schule an der Messe war vorgeschrieben. Einige der kleinsten Schüler hatten beim Hochamt dem zelebrierenden Geistlichen als Ministrant zu helfen. Auch Carl Rabl hatte dieses Amt zu übernehmen. Für den Sonntag bekamen die Jungen von Herrn Bayer ein oder zwei Kreuzer, die sie nach der Messe in den Klingelbeutel tun sollten. Aber auch zu der damaligen Zeit wurden manchmal statt deren Hosenkнопfe hineingetan. In den Gräben vor dem 2. Hof setzten die Jungen manchmal Frösche aus, um die Geistlichen mit deren Quaken zu ärgern. Im Herbst beteiligten sich die Geistlichen jedoch auch an dem Werfen mit Kastanien und im Winter an den Schneeballschlachten. Mit seinen Klassenkameraden hatte der Junge wohl weniger Kontakt. Er schreibt einmal selbst, daß die anderen Klassenkameraden „in ekelhafter Weise kneipten“ und sich „oft betrinken“. „Ich war der einzige in meiner Klasse, der sich davon fernhielt, dafür wurde ich auch von den andern immer gehänselt. Ich las lieber im Darwin und Haeckel, als daß ich die kostbare Zeit bei Bier und Kannibalengesängen verbrachte.“ „Die Zeit hat bald gelehrt, wer im Recht war. Von meinen Kollegen ist eigentlich aus keinem so recht was Tüchtiges oder Hervorragendes geworden. Einer hat ja immerhin im Unterrichtsministerium (Abt. Kultus) es zum Hofrat gebracht, aber außerhalb Österreichs, ja außerhalb des Ministeriums und seines unmittelbaren Wirkungsgebietes hat es keiner zu etwas gebracht, keiner hat sich einen Namen gemacht, der auch außerhalb Österreichs einen guten Klang hatte. Einige sind ganz tüchtige, brave Philister geworden und eine nicht geringe Zahl hat sich verbummelt und ist zugrunde gegangen.“

Für den Aufenthalt im Freien waren die Stunden genau vorgeschrieben. Turnen, Springen, Schwimmen und Schlittschuhlaufen wurden gepflegt. In einem nicht datierten Brief aus der damaligen Zeit steht: „Gestern war hier Preisschwimmen, bei dem ich unter allen Studenten den ersten Preis bekam, der in zwei glänzend silbern-weißen Vereinstalern bestand, von denen ich aber einen nach einem früher geschenehen Vertrag dem Mayer in der sechsten Schulklasse gab. Einer von uns zwei mußte notwendigerweise den ersten Preis bekommen und so beschlossen wir, derjenige der denselben Preis davontrage, solle dem andern die Hälfte davon geben. Den ersten bekam der beste Taucher (ich) nach der Zeit. Mein Nebenbuhler hielt 52 Sekunden, ich aber 62 unter dem Wasser aus, so daß allen Professoren und selbst dem Prälaten und dem Direktor Angst und bange wurde und meinten, mir sei etwas geschehen.“ Die Schwimmschule war während der Jahre 1840–44 im botanischen Garten angelegt worden. Das Schlittschuhlaufen pflegte Carl Rabl noch in späteren Jahren, sogar noch in Prag ist er auf der gegossenen Bahn des deutschen Casinos gelaufen.

Am 24. 1. 1868 schreibt er wiederum: „Die Examen haben noch nicht

begonnen, aber sie werden am 31. d. Monats beginnen. An diesem Tage habe auch ich das Geometrie- und Mathematikexamen. Am 10. 2. habe ich das Deutschexamen und am 15. 2. das Religionsexamen, bei dem wir beiläufig 80 Blätter können müssen. Ich werde mich befließen, Euch sehr viel Freude zu machen. Ich wurde schon zweimal in Griechisch aufgerufen, wo es mir sehr gut ging. Heute wurde ich in der Geschichte geprüft und machte wahrscheinlich vorzüglich.“ In einem weiteren Brief schreibt er: „... Darum bitte ich Euch, mir den 9., 10. und 11. Band von Rotteks Weltgeschichte zu schicken. Der Hans läßt Euch ebenfalls bitten, ihm seine Laubsäge zu schicken.“ Am 4. November schreibt er an seine Eltern: „Der Zweck meines heutigen Schreibens ist das Skelett, das ich besonders Dir, lieber Vater, schnitzte mit Worten zu begleiten. Dies ist deshalb, wenn es überhaupt bemerkenswert ist, etwas wichtiger, weil der Kopf desselben ganz nach dem Schädel Schillers geschnitzt ist. Anfangs hatte ich nur den Plan, den Schädel allein zu schnitzen, aber bald fiel mir ein, ein ganzes Skelett dazu zu fertigen. Dazu benutzte ich ein Buch mit dem Titel ‚Natur‘ und vergrößerte das dort aufgeführte Skelett viermal. Es ist mir nach meiner Meinung ziemlich gut gelungen.“ Die Naturwissenschaften wurden zwar in Kremsmünster ziemlich stark gepflegt, aber es handelte sich um die Zeit, als andererseits durch Papst Pius IX. neuere naturwissenschaftliche Ansichten weitgehend abgelehnt wurden. Zu einem Bruch mit den Lehrern der katholischen Kirche kam es, als Ende der sechziger Jahre der Linzer Bischof Rudigier in Kremsmünster eine flammende Predigt gegen die freiheitlichen Bestrebungen der damaligen Regierung und das sog. Konkordat hielt. Sie wurde von Carl Rabl und einem anderen Schüler nachstenographiert und an die freisinnige „Linzer Zeitung“ eingeschickt. Die Einsender blieben unerkant. Der andere Schüler verließ jedoch aus anderen Gründen bald danach Kremsmünster.

Von den Büchern, schreibt Rabl, „hätten die Schöpfungsgeschichte von Burmeister, die Vorträge über die Darwinsche Theorie von L. Büchner und das über die Sündfluth von O. Fraas im hohen Grade mein Interesse in Anspruch genommen. Zu Anfang des Jahres 1870, ich stand damals im 17. Lebensjahr, wurde ich auf die populäre Cosmogonie von Philipp Spiller aufmerksam, die unter dem Titel ‚Die Entstehung der Welt und die Einheit der Naturkräfte‘ in Lieferungen erschien. In einer der Lieferungen fand ich die Bemerkung, daß soeben die 2. Auflage von Haeckels ‚Natürliche Schöpfungsgeschichte‘, ‚eines klassischen Werkes‘, wie Spiller hinzufügt, erschienen sei. Ich ließ mir Professor Haeckels Buch kommen, und mit dem Studium desselben entschied sich mein ganzes wissenschaftliches Leben. Ich las das Buch mit wahrer Andacht Tag und Nacht und war überzeugt, daß es über die großen, wichtigen Probleme, die es behandelte, kein besseres geben könne. Von da an beherrschte der Entwickungs-

gedanke mein ganzes Tun und Denken.“ Derartige Bücher waren in Kremsmünster verboten. Als er einmal Haeckels Schöpfungsgeschichte in der Schulbank liegen ließ, wurde sie ihm von dem betreffenden Pater mit den Worten zurückgegeben: „Man muß nicht alles glauben, was gedruckt wird.“

Am 15. 7. 1871 bekam Carl Rabl das Maturitätszeugnis. Es enthält u. a.: Lateinische Sprache: genügend; Griechische Sprache, Naturgeschichte, philosophische Propädeutik und Religionslehre: befriedigend; Geschichte und Geographie: lobenswert. Seine Erinnerungen an die Zeit in Kremsmünster waren niemals sehr erfreulich. Trotzdem war er zu einer Klassenfeier nach 25 Jahren wieder dort. Dabei trafen sich viele alte Schulkameraden. Mit Freude erinnerte sich Rabl später an die Konzerte, die in der Stiftskirche stattfanden. Bei einer Aufführung der „Jahreszeiten“ hat er selbst mitgesungen. Auf seine humanistische Bildung war er stolz. Sie hat ihm u. a. bei seiner Arbeit über die Geschichte der Anatomie in Leipzig geholfen, für die er eine große Reihe lateinischer Schriften früherer Jahrhunderte lesen mußte. Bei seinen Studien und in seinem Bekanntenkreis hat er oft betont, daß die humanistische Schulbildung für die Medizin als die beste zu gelten hätte.

Am 19. 10. 1871 begann er mit seinem Medizinstudium in Wien. Er schreibt dazu, daß ihn zu diesem Studium „nicht bloß eine von früher Kindheit genährte Neigung, sondern auch eine Familientradition“ trieb. „Die Lehrer, die in den ersten zwei Jahren am meisten für mich in Frage kamen, waren Hyrtl und Brücke. Hyrtl war einer der glänzendsten Redner und größten Schauspieler, die ich in meinem Leben kennengelernt hatte. Zu uns Studenten trat er aber in kein näheres Verhältnis. Ich hatte immer versucht, ein solches anzubahnen, indem ich ihm ein von mir aus Lindenholz geschnitztes menschliches Skelett von etwa 70 cm Höhe überbrachte, jedoch bestand die Antwort eigentlich nur in salbungsvollen Reden über die Schwierigkeit des Studiums der Anatomie. So konnte ich also aus der persönlichen Bekanntschaft mit ihm wenig Nutzen ziehen. Zu Brücke trat ich aber erst in späteren Jahren in nähere Beziehung.“ Brücke hatte 1849 den Lehrstuhl für Physiologie in Wien erhalten, an den damals, wie auch an anderen Universitäten, die mikroskopisch-histologische Ausbildung gekoppelt war. „Der Unterricht in der Zoologie lag damals in Wien recht im argen. Zu zoologischen Übungen war keine Gelegenheit vorhanden. Der Zoologe Schmarda, ein vielgereister Mann, der sehr amüsant erzählen konnte, erlaubte mir zwar, die Universitätssammlung zu besuchen, aber das war alles.“

Die allgemeinen Verhältnisse an der medizinischen Fakultät in Wien waren damals sehr ungünstig. Es war zwar durch die Studienordnung von 1872 die „Lehr- und Lernfreiheit“ erklärt worden, aber man hatte die Ausbildungsmöglichkeiten nicht verbessert. Die Zahl der Medizinstudenten

war sehr angestiegen. 1867 betrug sie 1138, 1885 2248. Dabei waren im Wintersemester 1872/73 allein 662 Ausländer; neben den Studenten aus den tschechischen, polnischen und italienischen Provinzen der Monarchie waren es Ungarn, Kroaten, Slawonier, Siebenbürger, Bosnier, Russen, Rumänen, Griechen, Skandinavier und Amerikaner. Die Studenten Hyrtl und Brückes klagten, daß in überfüllten Hörsälen, Sezierräumen und Laboratorien der beste, demonstrative Unterricht zur Farce wurde. 360 Hörsaalplätze, bzw. 20 schlecht beleuchtete Seziertische standen für 583 bzw. 659 Mediziner zur Verfügung. Brücke selbst gab sein eigenes Zimmer her, um wenigstens 46 Arbeitsplätze zusätzlich zu schaffen. In der inneren Klinik wurde im Krankenzimmer vorgetragen. 30 Studenten hörten und sahen das Gezeigte, die übrigen 228 saßen auf den Patientenbetten ¹.

Das anatomische und physiologische Institut waren in der alten Gewehrfabrik untergebracht. Hyrtl spricht statt von „Seziersaal“ von „Sezierhöhle“. Trotzdem schreibt Rabl schon am 28. 10. 1871: „Die Anatomie interessiert mich ganz vorzüglich. Ich werde mich daher jedenfalls auf Anatomie und Chirurgie verlegen. Vergangenen Freitag zeigte uns Professor Hyrtl aus seiner 3000 Cranien enthaltenden Sammlung, der größten der Welt. Unter diesen befand sich auch ein Dajaks-Schädel, welchen er von Ida Pfeiffer, einer Forschungsreisenden, erhalten hatte, dann mehrere Mongolen-Schädel, der Schädel eines Inkas von Peru, außerdem der eines neuseeländischen Häuptlings, der 20 Jahre gegen die Engländer kämpfte, und der Schädel eines Medizinmannes aus Kalifornien, wie Hyrtl sagte, „eines unsrigen Kollegen“, dann noch viele andere merkwürdige Schädel. Man verläßt die Vorlesung mit dem Gefühl, man kann das Gehörte nie wieder vergessen. Hyrtl hat dann auch über 500 Zuhörer, aus allen Jahrgängen. Vor einigen Tagen bat er uns inständig, wir sollten ihm nicht applaudieren, denn er habe ohnehin unter der Mißgunst und des Neides der anderen Professoren zu leiden, was durch das Applaudieren nur noch vermehrt würde. Ich kenne niemanden, der ein so gründliches und umfangreiches Wissen besessen hat wie Hyrtl. Er ist imstande, lange Stellen griechischer oder lateinischer Klassiker zu zitieren und ist ein ebenso tüchtiger Philologe wie Naturforscher.“ Für seine bissigen Witze war er bekannt. Besonders beliebt waren die über die jüdischen Studenten.

Am 20. 11. desselben Jahres schreibt Rabl: „Am Montag fand die Inauguration des neuen Rectors, Professor Späth, in der Aula statt. Es hatten sich einige hundert Ungarn, Polen, Slowaken, Kroaten, Walachen, Tschechen und anderes schädliches Ungeziefer verschworen, dem Langer (also dem 2. Anatomen) ein ‚Preat‘ zu bringen. Der Grund hiervon war

¹ Billroth schreibt schon am 7. 7. 1868, daß in seinem Publikum über Geschwülste 400 Zuhörer waren. In seiner Klinik hatte er im vorangegangenen Semester 250 inskribierte Studenten. „Wie die etwas sehen sollen, das weiß ich freilich nicht; praktisch kann da nicht viel gelernt werden.“

einfach, daß Langer bei den praktischen Übungen in der Anatomie ziemlich streng prüft. Nun ist das allerdings wahr. Aber jedenfalls ist es unwahr, daß er ungerecht prüft. Daher hatten wir Deutsche, obwohl nur 200–300 unter den Medizinern, beschlossen, eine Gegendemonstration in Szene zu setzen.“

„Die Vorlesungen Brückes sind sehr interessant, jedoch ist sein Hörsaal viel zu klein und daher ganz überfüllt. Ich habe aber einen sehr guten Platz.“ Brücke war sehr ruhig, sehr sachlich im Vortrag und in den Schlußfolgerungen. Nüchtern sagte er auf manche Beobachtungen: „Kann sein, kann aber auch nicht sein.“

Im Wintersemester 1873/74 ging Rabl nach Leipzig, weil er vor allem bei dem Zoologen Leuckart studieren wollte. Mit ihm ging sein Studienkollege und damaliger Freund Hatschek, der später Zoologe in Wien war. Am 14. 10. kam er in Leipzig an. „Der erste Eindruck war enttäuschend, die Stimmung war trübe und die Unterkunft in einem kleinen Gasthof in der Nähe des Bayerischen Bahnhofs war übel.“ Vor herumwimmelnden Küchenschaben konnte er sich nur retten, indem er auf zwei aneinandergestellten Stühlen übernachtete. „Die Stadt besteht aus lauter alten, bunt durcheinandergewürfelten Häusern, deren düsteres Äußere schon längst auf Renovierung wartet. Selbst das Theater sieht, wie die allermeisten Häuser hier in Leipzig, ganz verfallen aus.“ „Wir wanderten durch das Rosental nach Gohlis, einem Dorfe im Norden der Stadt. Das Haus, in dem Schiller einige Zeit gewohnt hatte, ist klein und sieht verfallen aus und ich konnte wahrhaftig nicht begreifen, wie ihm darin das Lied ‚An die Freude‘ einfallen konnte.“

Leipzig hatte damals nach den Angaben Rabls 3000 Studenten und war die größte deutsche Universität. „Ich besuche fleißig die medizinische Klinik Wunderlichs, die mich in sehr hohem Grade interessiert. Ich wohnte der Sektion einer an der Cholera Verstorbenen bei. Die medizinische Klinik kann hier sicher nicht zu den besten gezählt werden. Wenn hier sogar einmal an einem Tag zwei Patienten vorgeführt werden, so ist das schon eine seltene Ausnahme. Ich freue mich daher schon auf die fernen Osterferien, wo ich dann mit Dir, liebster Vater, Krankenbesuche werde machen können.“

Später schreibt er: „Gestern besuchte ich Herrn Professor Leuckart. Ich stellte mich ihm vor, zeigte ihm das Colloquiumzeugnis und sagte ihm, daß ich bei Brücke unter Leitung von Exner sowie bei Hyrtl gearbeitet hätte. Er war außerordentlich freundlich und gestattete mir, später, wenn die Vorlesungen wieder begonnen haben würden, ihn wieder besuchen zu dürfen.“ Schon am 21. 11. fuhr er zu Haeckel nach Jena. Eine Eisenbahn dorthin gab es noch nicht. Er konnte nur bis Apolda fahren.

Über den Besuch bei Haeckel schreibt Carl Rabl folgendes: „Ich be-

suchte zuerst Haeckels Vorlesung. Offen gesagt, war ich davon etwas enttäuscht. Ich fand einen mehr kleinen Saal, der gähnende Lücken aufwies. Nachmittags machte ich Besuch in Haeckels Wohnung. Es dürfte wohl unmittelbar nach Tisch gewesen sein. Haeckel kam im Schlafrock aus einem Nebenzimmer und hörte mich ruhig an. Klar trug ich ihm in Ehrfurcht und klopfenden Herzens meine Absicht an, sein Schüler zu werden. Dann zeigte ich ihm die Zeugnisse über die in Wien bestandenen Prüfungen aus Zoologie, Botanik und Mineralogie, die die besten Noten auswiesen. Aber alles das machte auf ihn keinen Eindruck und er entließ mich bald mit den Worten, ich solle nur im Sommer kommen. In den nächsten Osterferien sammelte ich in meiner Heimat eine große Menge von Schneckenlaich (*Limaeus*, *Planorbis*, *Physa* und *Ancylus*), zeichnete diese Embryonen und nahm die Zeichnungen nach Jena mit. Ich fragte Haeckel, ob ich nicht die angefangene Arbeit weiterführen solle, was dieser entschieden bejahte. So entstand meine erste Arbeit. Sie war eine Erstlingsarbeit mit manchen Vorzügen, aber auch vielen Fehlern einer solchen.“ Sie hatte charakteristischerweise das Motto „Jedes Sein wird nur durch sein Werden erkannt“. „Das, was mir damals vor allem fehlte, war eine gute histologische Grundlage. Der praktische histologische Unterricht war zu jener Zeit weder in Österreich noch in Deutschland organisiert. Er lag fast ganz in den Händen mehr oder weniger geschickter und tüchtiger Assistenten der Anatomie oder Physiologie. Meine histologische Ausbildung verdanke ich allein Brücke, unter dessen Leitung ich später mehrere Jahre arbeitete.“ Daher ist es verständlich, daß Carl Rabl stets über seinem Schreibtisch die Bilder von Haeckel und Brücke hängen hatte, die erst im zweiten Weltkrieg den Bomben zum Opfer gefallen sind.

Bei dieser Reise war Rabl auch in Weimar, um sich das Goethehaus anzusehen. Er wurde jedoch von einem Enkel Goethes herausgewiesen.

„Zu Ostern 1875 arbeitete ich als erster an der eben eröffneten und noch sehr notdürftig eingerichteten zoologischen Station in Triest. Im Sommer darauf kehrte ich nach Jena zurück und arbeitete jetzt über die Entwicklung der Malermuschel, die ich in großer Menge in der Saale sammelte. Auch war die direkte Hilfe und Anleitung von Seiten Haeckels gering.“ Die Arbeit ist 1876 in der Jenaischen Zeitschrift für Naturwissenschaften erschienen.

Carl Rabl war von den Verhältnissen an den Zoologischen und Anatomischen Instituten durch diese Erfahrungen unbefriedigt und daher eine Zeitlang gezwungen, in seiner Wohnung zu arbeiten, „um dort alles zu sezieren und präparieren, was ihm unter die Hände kam.“ Bei Haeckel bildete die Spekulation das leitende Motiv, während bei Brücke die ruhige, nüchterne Beobachtung im Vordergrund stand. Die Theorie war Nebensache. Das eigentliche Medizinstudium hatte Rabl nur nebenher etwas betrieben. Im Februar 1875 hatte er bei Bamberger praktiziert. Immerhin

drängten im Sommer 1877 die Eltern darauf, er möchte seine Prüfungen machen.

Über sein Leben in Wien ist relativ wenig bekannt. Gegenüber den Verwandten bestand nur ein äußerliches Verhältnis. Bei einzelnen wurde er häufiger, besonders sonntags, eingeladen, worüber er, wie er an seine Eltern geschrieben hat, sehr froh war. Seine Unterkunft war scheinbar oft recht schlecht. Er klagte in Briefen an seine Eltern über die reichlich verbreiteten Wanzen, gegen die er einen unentwegten Kampf führen mußte. Auch über die Wiener klagte er sehr. Er schreibt einmal: „Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, was für ein Schandleben hier Tausende und Abertausende führen.“ Viele hatten durch den verlorenen Krieg von 1866 eine große Abneigung gegen die Preußen, so daß es leidenschaftliche Auseinandersetzungen im Caféhaus gab. Die Abneigung gegen die Wiener hat Rabl auch in den späteren Jahren behalten².

Durch die während seiner Studentenzeit schon veröffentlichten zoologischen Arbeiten kam Rabl im März 1879 in eine Differenz mit seinem früheren Freund, dem Zoologen Hatscheck. Erst am 8. 3. 1881 meldete er sich zum II. und III. Rigorosum und am 30. 3. 1882 wurde er zum Doktor der gesamten Heilkunde promoviert. Kurz vorher, d. h. im September 1881, war er noch als Demonstrator im pathologisch-anatomischen Institut tätig. Zur Prüfung wurde er vor allem durch den Bruder seines Vaters, den Onkel Toni, gedrängt, der ihm sagte, daß er nicht sein Leben lang als Privatgelehrter leben könnte. Das lange Studium war ihm nur möglich geworden, weil seine Großmutter Neuditschka ihm heimlich über seinen Vater Geld geschickt hatte. Sie starb am 17. 5. 1882. Die Prüfungstermine hat Rabl so wenig ernst genommen, daß er einmal einen vollkommen vergaß und sich dann einen viel späteren geben ließ.

In seiner Wiener Zeit fanden sich zahlreiche einander nahestehende Mediziner im „Riedhof“ zusammen zu einem Stammtisch. Dies war ein Lokal in der Alserstraße, das jetzt nicht mehr existiert. Der Senior war Anton Bruckner, der sich gern ans Klavier setzte und Phantasien improvisierte. Zu dem Kreis gehörten Hochstetter, Holl, Nicoladoni, Rosthorn, Paltauf, die späteren praktischen Ärzte Kürzel aus Bozen, Fröschl, der Zahnarzt Iso und die Billroth-Assistenten Salzer, v. Eiselsberg und Fränkel. An einem Abend hat ihnen sogar Bruckner zum Tanzen aufgespielt. Ein sehr eleganter Ball wurde auf gemeinsame Kosten gegeben. Bruckner begeisterte auch Rabl für Richard Wagner, dem Bruckner seine III. Symphonie gewidmet hat. Später hat Rabl seinen Geschmack geändert. In seinem Alter war sein Lieblingskomponist Mozart. Am Tage vor seinem Tode ließ er

² Billroth schreibt vergleichsweise am 5. 1. 1875: „Ich stehe auf einem vielfach benediceten Posten, doch außerhalb des deutschen Vaterlandes, im Exil unter Slawen und Magyaren, die mich alle am liebsten vergiften möchten.“

sich von Kästner, dem Kustos des Leipziger Anatomischen Instituts, einen Teil der 9. Symphonie von Beethoven vorspielen.

Die nationalen Gegensätze besonders gegen die Ungarn und Tschechen hatten sich auch an der Wiener Universität sehr stark gesteigert. Billroth schreibt in einem Brief an v. Pirquet am 12. 4. 1885, daß über die Hälfte der Mediziner Ungarn – meist Juden – seien, so daß die Aufgabe der Wiener Universität für die Deutschen Österreichs in Frage gestellt wäre.

Kurz vor Beendigung seines Studiums bot Langer Carl Rabl an, als erster Prosektor an das unter seiner Leitung stehende Anatomische Institut zu kommen. Er entschloß sich hierzu nach einigem Schwanken, da seine Neigung mehr auf dem Gebiet der Zoologie lag. So trat er zwei Tage nach seiner Promotion als erster Prosektor ein. Die nunmehr folgenden drei Jahre hat er als die anstrengendsten seines ganzen Lebens bezeichnet. Dafür spielte eine Rolle, daß in den damaligen Jahren sehr starke innerpolitische Schwierigkeiten in Österreich bestanden, die sich insbesondere auch in der Auseinandersetzung mit den Tschechen und Ungarn auswirkten. Die finanziellen Verhältnisse der Regierung waren sehr schwierig. Sie haben sich für den Ausbau der Wiener Universität und die finanzielle Sicherstellung der Dozenten sehr negativ ausgewirkt. Am 1. 8. 1883 erfolgte bereits die Habilitation Rabls. Sehr bald mußte er eine Parallelvorlesung zu dem Kolleg von Langer halten, da dieses sehr überfüllt war.

Rabl hat immer wieder gesagt, daß er außerordentlich ungerne in Wien war. Die Öffentlichkeit und die nationale Gleichgültigkeit seiner Bewohner haben ihn immer abgestoßen. Demgegenüber stand die Zusammenarbeit mit vielen hervorragenden Menschen der verschiedensten Altersstufen. In diesen Jahren war er u. a. auch mit Adolf Lorenz, dem späteren Orthopäden, befreundet. Das Anatomische Institut in Wien wurde erst 1886 gebaut. Über die Umgestaltung der Stadt Wien hat Rabl wenig erzählt. Sie erfolgte, nachdem Kaiser Franz Joseph 1857 verfügt hatte, daß die Befestigungen niedergelegt werden sollten und auf dem Glacis während der Jahre 1875 bis 1883 die großen Bauten der Universität, des Rathauses, des Parlaments und der Hofmuseen errichtet wurden. Einen nachhaltigen Eindruck hinterließ bei ihm die Brandkatastrophe des Burgtheaters. Das Feuer brach vor Beginn einer Aufführung von „Hoffmanns Erzählungen“ aus. Die zahllosen, teilweise verkohlten Leichen wurden in das Pathologische Institut gebracht, wo sie die Seziersäle, alle Gänge und sogar den Hof füllten. Die Folge dieser Brandkatastrophe war, daß eiserne Vorhänge in allen Theatern eingeführt wurden.

Am 8. 1. 1885 wurde der anatomische Lehrstuhl in Prag durch den plötzlichen Tod von Aeby frei, den Carl Rabl endgültig am 1. 10. 1886 erhielt. Gleichzeitig war der zoologische Lehrstuhl in Prag frei, so daß zur Diskussion stand, welchen er bekommen sollte, da er in der damaligen Zeit

mehr unter den Zoologen als unter den Anatomen bekannt war. Vor allem war seine Arbeit über die Zellteilung 1885 erschienen, in der er die feststehende Zahl der Chromosomen bewiesen hat. Sein damaliges Interessensgebiet geht aus seinen aus den Jahren 1870–75 erhaltenen Büchern hervor. Es handelt sich um die ersten Werke von Schopenhauer, die Gesamtausgabe von Goethes Werken, die damals von Goedecke herausgegeben wurden, dann um die erste Auflage von Brehms Tierleben, um die Gewebelehre von Kölliker, die Vergleichende Anatomie von Gegenbaur und um folgende Werke von Darwin: Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (1870), die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl (1871), Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren (1872), Das Variieren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication (1873) und Reise eines Naturforscher um die Welt (1875) und J. Hyrtl, Lehrbuch der Anatomie 1870 und E. Brücke, Vorlesungen über Physiologie 1874/76. Im Jahre 1874 schaffte sich Rabl die Entwicklungsgeschichte von K. E. von Baer aus dem Jahre 1828 an.

Die Ernennung für Prag war um so ehrenvoller, da dort wenige Jahre vorher durch Toldt das neue anatomische Institut gebaut worden war. Die Zuspitzung der nationalen Gegensätze in Prag war noch nicht so groß wie später. Allerdings war es 1881 bereits notwendig geworden, die tschechische Universität zu gründen.

2. Universitätsprofessor in Prag (1886–1904)

Über die Verhältnisse in Prag schreibt Rabls Gattin: „Senior der Fakultät war wohl Hering, der seiner wissenschaftlichen Berühmtheit durch das mutige und kluge Eintreten für die deutsche Universität noch die öffentliche Beliebtheit hinzugefügt hat. Der Vater fühlte sich in diesem Kreise sehr wohl. Das Institut mit großer Dienstwohnung war neu und gut ausgestattet. Ein wahrer Überschuß an geistiger Kraft und körperlicher Gesundheit – kurz an Lebensenergie ließen ihn die Arbeit zur Lust werden.

Er fragte nie, warum, wofür, mit welchem Ziele er arbeitete. Er fand es lächerlich, wenn jemand schöne Worte über so etwas machte, er arbeitete wissenschaftlich, weil es ihn freute, weil er nicht anders konnte. Die Arbeit war seine liebste und reinste Freude. In Prag konnte er sich dieser Leidenschaft um so ungestörter hingeben, als ihn beinahe nichts davon abzog, wenn die Berufsarbeit erledigt war. In die politischen Kämpfe mischte er sich jahrelang nur insoweit, als nach und nach die Forderungen der Tschechen sich auch auf den amtlichen Verkehr der deutschen Universität mit den Behörden erstreckten. Immerhin beeinflussten schon in den achtziger Jahren die nationalen Kämpfe das gesamte Leben in Prag so stark, daß die Le-

bensluft davon voll war, jeder sich eigentlich fortsehnte. Da auch das geistige Leben nicht so angeregt wie in Wien war, eine weitere, schöne Umgebung fehlte, und die deutschfeindliche Bevölkerung überdies Ausflüge beinahe zur Unmöglichkeit machte, die schöne und interessante Stadt durch den Streit ihrer Bewohner etwas Melancholisches hatte, war trotz der früher genannten Vorzüge der Aufenthalt nicht erfreulich. Der Vater bezeichnete die dort verbrachte Zeit als 19 Jahre in der Verbannung.“

In die Prager Jahre gehört die hauptsächliche wissenschaftliche Arbeit von Carl Rabl. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die damalige histologische Untersuchungstechnik noch nicht voll entwickelt war. Für seine noch kurz vorher in Wien veröffentlichte Arbeit über die Zellteilung hat er auf seine Erfahrungen in den zoologischen, physiologischen, anatomischen und pathologischen Instituten in Wien, Jena und Leipzig hingewiesen. Die Präparate wurden zu der damaligen Zeit mit Hämatoxylin und Safranin gefärbt. Ein Einbetten in Paraffin gibt es erst seit 1894. Während der Prager Zeit wurden vor allem die Arbeiten über das „Mesoderm“, über den „Bau und die Entwicklung der Linse“ sowie über „Homologie und Eigenart“ veröffentlicht. Sie fanden ihren Abschluß in der Rektoratsrede im Jahre 1904 „Über die züchtende Wirkung funktioneller Reize“.

Die vielen embryologischen Arbeiten Rabls haben andererseits scheinbar zu keinem äußeren Gedankenaustausch mit seinem Schwiegervater geführt, obgleich in dem in Betracht kommenden Jahrzehnt diese Forschungen im Rahmen der allgemeinen Biologie besonders wichtig waren.

Während der ersten Prager Jahre hat sich Rabl außerdem sehr mit philosophischen Fragen beschäftigt. Er hat damals die weiteren Werke von Schopenhauer und die Gesamtausgabe von Kant angeschafft. Die Schopenhauersche Philosophie hat ihn bis in die späteren Jahre beschäftigt, obgleich er wenig darüber gesprochen und sich keine Randnotizen in den Büchern gemacht hat. Auf seinem Nachttisch hatte er bis zum Beginn des ersten Weltkrieges den ersten Band der „Welt als Wille und Vorstellung“ neben Goethes „Faust“ liegen. Aber auch viele andere Schriften von Goethe haben ihn sehr beschäftigt, wie die vielen angezeichneten Stellen zeigen. Seiner Tochter schenkte er 1909 die Jubiläumsausgabe der vollständigen Werke von Goethe, seinem Sohn 1914 Schopenhauers Werke.

Außer seinen wissenschaftlichen Arbeiten hat sich Rabl ungeheuer intensiv dem Ausbau der Sammlungen des Instituts und dem Unterricht gewidmet. Als Mitarbeiter kamen zu ihm H. K. Corning, Derjugin, Salzer, Schreiner, Sieglbauer und vor allem Fischel, der ihm erst in den letzten Jahren einen Teil des Unterrichts abnehmen konnte. Rabls Gattin berichtet dann weiter: „Er wurde schnell bekannt und konnte seinen Einfluß nach vielen Seiten geltend machen, so auch in der Beschickung der zoologischen Station in Neapel mit österreichischen Gelehrten. Die Regierung wollte in ihrem klein-

lichen Sparsystem nichts davon wissen, die gewünschten drei Arbeitsplätze zu bezahlen. Es gelang ihm, der dreimal selbst in Neapel arbeitete, bei einem der Aufenthalte dort, Billroth für die Sache zu interessieren, der durch den österreichischen Kronprinzen mit Erfolg einen Druck auf das Ministerium ausüben ließ. Die Reisen nach Italien – ich glaube, er war vielleicht zehnmal und öfter in Venedig, mehrmals in Rom usw. – brachten eine neue Leidenschaft, die Liebe zu Italien in Natur und Kunst, die Liebe zur Antike. Die Plastik zog ihn natürlich um so mehr an, als sein Beruf ihm das Auge dafür geschult hatte und er ja selbst ein Künstler war.“

Mit der Familie in Wels behielt Rabl enge Verbindung. Sein Vater hat bis in die letzten Monate seines Lebens mit ihm einen lebhaften Briefwechsel gehabt. Seine Schwester Rosa führte ihm zeitweise den Haushalt. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, daß er 1888 eine anthropologische Untersuchung über die physische Beschaffenheit der Bevölkerung von Oberösterreich und Salzburg gemacht hat, für die viele eigene Untersuchungen ausgeführt werden mußten.

Die Lebensverhältnisse in Prag waren in den ersten Jahren noch nicht durch starke nationale Gegensätze getrübt. Carl Rabl erzählte, daß er gern am Sonntag in der Umgebung Prags weite Spaziergänge unternehmen konnte, ohne belästigt zu werden. Man sah häufig Tschechen und Tschechinnen in ihren Trachten Volkslieder singend, ohne die Deutschen zu stören. Die zahlreichen Juden Prags standen auf deutscher Seite, so daß sich keine so scharfe antisemitische Einstellung wie in Wien ergab und die Macht einzelner Juden stark in den Vordergrund treten konnte.

Carl Rabl machte damals die Bekanntschaft von Marie Virchow, der Tochter des Pathologen Rudolf Virchow. Sie schreibt darüber: „Im Herbst 1889 fand die Anatomen-Versammlung in Berlin statt, bei der der Vater außerordentliches Aufsehen durch seinen Vortrag über die Prinzipien der Histologie machte. Ich lernte ihn bei dieser Gelegenheit auf einem Essen bei v. Luschans kennen, wo auch Toldt und einige andere Herren eingeladen waren. Gewöhnt, als gutsituierter Junggeselle von heiratsfähigen Mädchen verfolgt zu werden, gefiel es ihm, daß ich mit ihm genau so ungezwungen verkehrte, wie mit allen übrigen Anwesenden. Wir waren damals gerade von der Anthropologen-Versammlung in Wien, der Pariser Weltausstellung und dem Naturforscher-Tag in Heidelberg zurückgekommen, und so machten die paar bedeutenden Menschen für mein anmaßendes Gemüt keinen großen Unterschied aus. Die Unterhaltung war infolgedessen wohl recht lustig und angeregt. Der Vater versuchte schon in den Weihnachtsferien, in denen er wegen Stör-Eiern nach Glückstadt fuhr, ein Wiedersehen. Wir waren aber damals alle an Influenza krank. Im folgenden Sommer war der vom Großpapa (Rudolf Virchow) geleitete, riesige internationale medizinische Kongreß in Berlin. Der Vater kam auch dazu, fand

sich aber von dem ganzen Treiben – für die Einzelsitzungen der Sektionen war unglücklicherweise die Kunstausstellung im sog. nassen Dreieck am Lehrter Bahnhof gewählt, während die großen Sitzungen im Zirkus Busch stattfanden – so abgestoßen, daß er Arbeit, Zeichnungen, Präparate zusammenpackte und in die Berge fuhr. Wir haben uns damals nicht gesehen und hätten uns wohl aus den Augen verloren, wenn nicht H. K. Corning, unser Freund, zu ihm im Herbst 1890 als Assistent gekommen wäre und auf häufigen Hin- und Herreisen Nachrichten hin und wieder gebracht hätte. Er war eigentlich auch die Veranlassung, daß Carl Rabl mit ihm am 28. Juni 1891, der ein Sonntag und vom Feiertag Peter und Paul gefolgt war, nach Berlin kam. Der Großpapa, d. h. Rudolf Virchow, war zufällig auf einem Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft. Wir anderen zufällig wiederum bei Luschans eingeladen, wohin Onkel Hans (Virchow) auch die beiden Herren bestellte. Drei Wochen später kam der Vater auf der Durchreise nach Glückstadt – den Baedeker und das gewechselte Geld für England in der Tasche – wieder nach Berlin und wohnte beim Onkel Hans. Sonntagmittag waren beide in der Schellingstraße eingeladen und kamen durch eine komische Gedankenlosigkeit des Letzteren viel zu spät, was die Sache wieder recht lustig machte. Als bald wurden von Glückstadt aus die Reisepläne der Familie Virchow durch Emma v. Luschan (d. h. die Schwester des Anatomen Hochstetter) ergründet, und statt nach England reiste der Vater mit dem bekannten Riesenschädel, den er sich als wissenschaftlichen Vorwand schnell von Prag bestellt hatte, zum Anthropologenkongreß nach Danzig. Wir verlobten uns am Schluß der Versammlung beim Abschied in Königsberg nicht eigentlich, aber wir hielten uns doch beide durch den stummen Händedruck gebunden.

Ich verlebte damals mit meinen Eltern, Tante Hanna (meiner Schwester) eine Reihe herrlicher, wolkenloser Sommertage in dem kleinen ostpreußischen Bad Schwarzort. Jeden Morgen, wenn der Himmel in strahlender Reinheit über dem Meere stand, erschien er mir in seiner fleckenlosen Klarheit als Sinnbild des Vaters. Die vollkommene Lauterkeit und Reinheit der Gesinnung, die Durchsichtigkeit und Treue des Charakters waren mir zuerst das Größte an ihm. Die unbeirrbar Kluge und alle Eigenart des Wesens, Herzensgüte und Humor lernte ich erst nach und nach kennen. Sie waren ebenso bestechend wie die ursprüngliche, fast wilde Kraft, die dem Großstädter fremd ist.

Wir verlobten uns am 15. September 1891 in Berlin mit der freudigsten Zustimmung meiner Eltern. Der Großpapa (Rudolf Virchow) war seinen Töchtern ein sehr eifersüchtiger Vater, aber die außerordentliche Wertschätzung des neuen Schwiegersohns überwog doch die Eifersucht und führte zu einem noch herzlicheren Verhältnis durch die selbstverständliche Zusage, die Kinder nur als Protestanten erziehen zu lassen. Auch mir wäre

eine Ehe ohne Übereinstimmung in einer der grundlegendsten Fragen unmöglich gewesen.

Ende September war ich mit meinen Eltern und Tante Hanna in Prag. Am 13. Oktober war die großartige Feier des 70. Geburtstages des Großpapas Rudolf Virchow in Berlin, zu der Abgesandte aus aller Welt kamen; der Vater und Chiari vertraten die deutsche medizinische Fakultät von Prag. Die Deputationen wurden in dem großen Festsaal des Hotels Kaiserhof vom Großpapa wie von einem Fürsten empfangen. Nur Familienmitglieder saßen hinter ihm auf der Estrade. Leider hatten geschmacklose Freunde in dem Wunsch, eine ganz außerordentliche Huldigung zu schaffen, die deutsche Ärzteswelt zur Spende einer goldenen Medaille von großem Umfang veranlaßt. Die Großmama erhielt davon einen silbernen, alle Kinder einen bronzenen Abguß. Der Vater kam während unserer ganzen Verlobungszeit jeden Samstagabend für den Sonntag nach Berlin. Die Hochzeit war am 28. Dezember 1891.“

Für Carl Rabl war die Tatsache einer evangelischen Trauung offensichtlich nicht ganz selbstverständlich, da er sich vorher bei dem katholischen Pfarrer von St. Apollinar in Prag erkundigt hat, von dem er am 4. 11. 1891 eine ausführliche schriftliche Antwort bekommen hat. Seine im Sinne von Goethe weitgehend pantheistische Ehrfurcht mußte nämlich nach seiner Meinung nicht unbedingt zu einem Bruch mit der katholischen Kirche führen, obgleich in der damaligen Zeit die Gegensätze durch die Folgen des I. Vatikanischen Konzils stärker als später hervortraten. Rabl meinte, daß die Philosophie für die geistig regen Menschen dasselbe wie die Religion für das allgemeine Volk bedeute.

„Aus Österreich kamen Tante Caroline und Rosa (die beiden Schwestern des Bräutigams), Onkel Hans Rabl sen., v. Eiselsberg, Chiari, Gussenbaur. Ich konnte erst später ermessen, was es für meine Eltern bedeutete, daß ich ohne einen Funken von Abschiedsschmerz, auch nur von Zurückdenken aus dem Elternhause ging, aber ich kann für keines meiner Kinder andere Empfindungen bei ihrer Hochzeit wünschen. Auf der Reise waren wir in Wels und Wien. Ich ging ohne die Sorgen darüber, wie ich wohl aufgenommen werden würde, in die fremden Verhältnisse, denn ich war durch das Ansehen des Großpapas von klein auf so an Entgegenkommen gewöhnt, daß ich es gar nicht anders kannte. Bei näherer Kenntnis der Verhältnisse muß ich es der Großmutter Rabl aber doch ungeheuer hoch anrechnen, daß sie sich ohne Groll in die protestantische Ehe und die norddeutsche fremde Schwiegertochter fand. Allerdings wußte sie, daß bei ihrem Sohn – der einzige Mensch, vor dem sie je Respekt gehabt – Widerstand vergeblich sei, aber sie fand sich doch auch in alles mit größter Freundlichkeit und bewies mir nur Liebe, solange sie lebte.“

Sehr bald kamen persönliche, berufliche und politische Sorgen, die sehr

stark das Leben in Prag beeinflußt haben. Dies war um so leichter möglich, da in der damaligen Zeit die finanzielle Sicherstellung der Beamten, also auch der Universitätsprofessoren, in Österreich sehr schlecht war. Das persönliche Leben in den gemeinsamen Prager Jahren war im Gegensatz zu später stark eingeschränkt. Einen Ausgleich gab nur die große und schöne Dienstwohnung neben dem Institut in der Salmgasse 5. Hinzu kam ein enger Freundeskreis, der über die Fakultät hinausging und durch die politischen Verhältnisse besonders eng wurde. Er blieb noch lange Zeit erhalten, auch nachdem Carl Rabl nicht mehr in Prag war.

Über die politischen Verhältnisse in Prag müssen einige Hinweise gegeben werden. Bereits am 11. 11. 1891 wurde vom Gemeinderat beschlossen, daß alle deutschen Aufschriften entfernt werden müßten, um den tschechischen Hauptanteil an der Bevölkerung zu dokumentieren. 1892 hat Masaryk im österreichischen Abgeordnetenhaus die tschechische Auffassung des Staatsrechts begründet. Dabei ist wesentlich, daß es im Tschechischen kein Wort für „Böhmen“ gibt, sondern gleichgesetzt ist mit „Tschechj“, wodurch die deutsche Bevölkerungskomponente des Landes nicht in Erscheinung tritt. Dies steht im Gegensatz zur alten Bezeichnung „Bohemia“ früherer Jahrhunderte. Im September 1894 wurde über Prag der Ausnahmezustand verhängt, der zwei Jahre, einen Monat und acht Tage dauerte. Während dieser Zeit wurden sieben Zeitungen eingestellt und 17 Vereine aufgelöst. 24 Blätter mußten die sog. dreistündige Zensur über sich ergehen lassen. Vor dem Ausnahmegericht standen 179 Angeklagte. Insgesamt wurden Kerkerstrafen im Ausmaß von 278 Jahren verhängt. Im Februar 1896 schied Graf Franz Thun vom Posten des böhmischen Landeschefs aus, nachdem im September 1895 Badeni Ministerpräsident geworden war. Dieser erließ am 5. April 1897 die Sprachenverordnungen für Böhmen und Mähren, durch die für beide Länder die deutsche und tschechische Sprache im äußeren und inneren Dienstverkehr der Zivilbehörden gleichgestellt wurden. Diese Verordnung führte zu großen Schwierigkeiten, da beispielsweise die Deutschen des Landes von den Abgaben für die autonome Landesverwaltung reichlich die Hälfte zahlen mußten, während ihnen von den Leistungen dieser Verwaltung nur ein Drittel zugute kam. Dadurch entrichteten die Deutschen Böhmens jährlich einen sehr namhaften Betrag für die nationalen Zwecke der Tschechen, d. h. ihrer Gegner. Welche Schwierigkeiten dadurch entstanden sind, wird später zu schildern sein. Hinzuzufügen ist nur noch, daß die inneren Schwierigkeiten Böhmens dazu geführt haben, daß Kaiser Franz Josef niemals zum König von Böhmen gekrönt wurde. Als er 1901 nach Prag kam, hielt Oberlandmarschall Fürst Georg Lobkowitz die Ansprache auf Französisch.

Über das Leben Carl Rabls während dieser Jahre sollen vor allem einige

Briefe an seinen Schwiegervater, also an Rudolf Virchow, erwähnt werden, in denen er über erste Symptome einer tuberkulösen Erkrankung berichtet.

Am 7. 3. 1895 schreibt Rabl nach einer genauen Darstellung der Befunde: „Am unangenehmsten ist mir die Schwellung der Cervicaldrüsen. Die Schmerzen im Verbreitungsgebiete des linken Auricularis magnus und Occipitalis minor wollte ich gerne ertragen; aber die Schmerzen an der Schädelbasis sind oft fast unerträglich. Es müssen da die Drüsen erkrankt sein, die dicht am Pharynxgewölbe liegen und u. a. die Lymphe aus den hinteren Theilen der Nasenhöhle aufnehmen. Mit einem „Influenzakararrh“ hat ja meines Erachtens zu Ostern die ganze Geschichte begonnen und ich bekam schon damals eine leichte Lymphdrüsenanschwellung; Nicoladoni, der mich damals untersuchte, meinte, bei einem „Influenzaschnupfen“ komme das zuweilen vor. Die Schwellung und Schmerzhaftigkeit ging bald wieder zurück, stellte sich aber im Juli wieder ein und ist seither kaum merklich besser geworden.“

Alles in allem scheint mir die Krankheit einen chronischen Verlauf zu nehmen; aber ich beobachte an mir selbst, wie schwer es ist, sich vor Selbsttäuschung zu bewahren. Ob die geringe Lungenblutung als ein Zeichen weiterschreitender Zerstörung des Lungenparenchyms oder aber, wie ich gerne möchte, als ein Zeichen beginnender Schrumpfung aufzufassen ist, weiß ich nicht und dürfte vorläufig auch kaum mit Sicherheit zu sagen sein. Eine einigermaßen sichere Prognose wird sich wohl erst nach Monaten stellen lassen.“

„28. 5. 1895 . . . Wir freuen uns sehr auf Deinen uns in Aussicht gestellten Besuch . . . Die czecho-slavische Ausstellung wurde am 15. Mai eröffnet. Von den Deutschen war Niemand zur Eröffnungsfeier geladen und man hatte es sogar unterlassen, die zwei deutschen „Landesausschußbeisitzer“ rechtzeitig zu verständigen. An einem der letzten Sonn- und Feiertage hat es auch schon einen großen nationalen Rummel gegeben; es wurde in der üblichen Weise gelärrt und gepoltert, das beliebte Lied: „Auf ihr Slaven, haut die Deutschen nieder“ gesungen und dgl. An solchen Szenen wird es wohl auch später nicht mangeln. Nichtsdestoweniger habe ich selbst die Absicht, die Ausstellung, die manches Interessante bieten soll, zu besuchen; nur an Feiertagen ist's nicht gerathen hinzugehen.“

Wenn Du die Ausstellung besuchst, wirst Du gewiß mit den größten Ehren empfangen werden. Indessen fürchte ich, daß Dein Besuch, wenn er officiell angesagt wird, von czechischer Seite in jeder erdenklichen Weise ausgebeutet werden wird. Andererseits wirst Du gewiß alles besser und gründlicher zu sehen bekommen, wenn Dir ein orts- und sachverständiger Führer an die Seite gegeben wird. Es ist also schwer zu rathen, ob Du ex officio oder incognito die Ausstellung besuchen sollst. Der verdammte nationale Hader hat hier alle Verhältnisse vergiftet und zu einer Abschließung geführt, die für beide Theile verderblich ist . . .“

„7. 9. 1896 . . . Deine Mittheilung über die Äusserung Kupffer's hat mich nicht gewundert. Ich weiß, daß man gerade jetzt in Bayern bei Neubesetzungen großen Werth auf Stammesangehörigkeit legt. Vielleicht könnte es unter diesen Umständen angezeigt sein, darauf aufmerksam zu machen, daß meine Vorfahren aus Bayern stammen; später zogen sie nach dem Innviertel und als dann das Innviertel von Oesterreich gegen das „Berchtesgadener Landl“ eingetauscht wurde, kamen sie ohne ihr Zuthun nach Oesterreich. Ich bin also, was die Abstammung betrifft, eben so guter Bayer, wie irgend einer meiner Concurrenten.

Daß die Angelegenheit (es handelt sich um die Besetzung des Würzburger Lehrstuhls) noch nicht zur Entscheidung kommen soll, kann mir nur zu statten kommen. Falls Kupffer, wie ich glaube, mir wohlgesinnt ist, könnte er im Collegium auch das Gespräch erwähnen, das ich am Schlusse des Semesters mit ihm und Rudinger hatte und von dem ich Dir schon erzählte. Es scheint daraus hervorzugehen, daß Rudinger mich in erster Linie als seinen Nachfolger im Auge hatte.

Im übrigen hängen Berufungen von so vielen Zufälligkeiten ab, daß es am besten ist, sich keinen großen Hoffnungen hinzugeben . . .“

Dazu schreibt Marie Rabl, daß ihr Gatte später von Joh. Ranke und Hugo Seeliger gehört habe, Mollier sei vom Hof protegiert und dadurch ernannt worden.

„15. 5. 1897 . . . Vor allem danke ich Dir herzlichst für Deine lieben Glückwünsche zu meinem Geburtstag. Wenn wir uns nur alle eines einigermaßen leidlichen Wohlbefindens erfreuen, können wir getrost in die Zukunft sehen und mag dieselbe auch noch so düster erscheinen. Wir leben jetzt in Oesterreich in einer sehr bewegten, schweren Zeit, in einer Zeit, die sich für uns Deutsche in erster Linie durch den Kampf gegen die slavisch-klerikale Wirthschaft, die durch das Ministerium Badeni inaugurirt wurde, charakterisiert. Die Aufregung und Gereiztheit in der deutschen Bevölkerung ist auf's Äußerste gestiegen. Es ist selbst von ganz ruhigen und besonnenen Männern schon die Frage erörtert worden, ob und wie lange wir überhaupt noch in Prag werden bleiben können. In czechischen Blättern wird jetzt die Behauptung aufgestellt, die deutsche Universität habe nur noch so lange einen Schein von Existenzberechtigung, als die Czechen, wie sie behaupten, von den Deutschen vergewaltigt werden.

Angesichts der Gefahr, die uns droht, haben wir vor einigen Tagen eine Petition an die beiden Häuser des Reichsrathes beschlossen, in der wir gegen die Sprachenverordnungen Protest einlegen und unsere Stellung zur Regierung auseinandersetzen. Ich lege einen Abdruck dieser Petition meinem Briefe bei.

Du wirst begreifen, daß ich Dich angesichts dieser Sachlage bitten muß, bei Deinem Besuche, auf den wir uns schon außerordentlich freuen, die

Herren am czechischen Museum oder wo sie sonst angestellt sein mögen, nicht zu besuchen. Dein Besuch ist schon einmal in der unerhörtesten Weise für czechisch-nationale Zwecke ausgebeutet worden. Umsomehr würde dies heute geschehen, wo der Nationalitätenhaß eine Höhe erreicht hat, auf der es ein ruhiges Abwägen nicht mehr gibt. Dein Besuch würde gewiß als ein Beweis angeführt werden, daß Männer der Wissenschaft und darunter vor allem die geistig am höchsten Stehenden nicht bloß über den Parteien, sondern auch über den Nationalitäten stehen. Ich fürchte sehr, daß gerade jetzt aus Deinem Besuch der Schluß gezogen würde, daß Du unser einmüthiges Vorgehen in Sachen der Sprachenverordnungen mißbilligst. Ich lebe jetzt seit 12 Jahren in Prag und weiß, mit welchen Waffen unsere nationalen Gegner kämpfen. Ich richte meine Bitte auch um meiner selbst willen an Dich. Du weißt, in welch' peinliche Lage ich schon einmal gerieth, als Du Dich in anerkennender Weise über die czechische Ausstellung aussprachst und als dieser Meldung die Lüge hinzugefügt wurde, Du habest der „Maticе skolška“ einen Beitrag gespendet. Wer kann wissen, welche Lügen jetzt wieder ausgesprengt würden? – Sei über meine Bitte nicht böse! Wir wollen uns Deines Besuches voll und ganz freuen und Dir von Herzen dafür dankbar sein, ohne befürchten zu müssen, daß uns hinterdrein Schwierigkeiten daraus erwachsen. Es ist geradezu scheußlich in Prag leben zu müssen und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich einmal aus dieser Lage erlöst würde... Was mein Befinden betrifft, so läßt es ziemlich viel zu wünschen übrig. Ich bekam gleich zu Beginn des Semesters einen sehr heftigen Katarrh, von dem ich zwar wieder fast hergestellt bin, doch machen mir meine „rheumatischen“ Schmerzen einige Sorge. Was sie zu bedeuten haben, weiß ich nicht. Die Mittel, die ich bis jetzt in Anwendung gebracht habe, haben vollkommen versagt. Mit der Kälte und dem Massieren geht's gar nicht. Ich habe damit zweimal begonnen, aber immer wieder aufhören müssen, weil die Schmerzen sich so steigerten, daß ich sie nicht ertragen konnte. Ich fühle bei Bewegungen des Schultergelenks ein deutliches Crepitieren; es müssen also wohl Veränderungen an den Knochen vorliegen. Am besten bekommt mir noch Wärme und ich will daher bei Eintritt wärmerer Witterung mit warmen Bädern beginnen.

Im übrigen bin ich ziemlich fleißig und hoffe, bis zum Schluß des Semesters wieder eine größere Arbeit fertigstellen zu können. Sie wird den Bau und die Entwicklung der Linse behandeln, also ein viel bearbeitetes Thema. Das Hauptresultat ist mit ein paar Worten gesagt und lautet: der Bau der Linse ist um so vollkommener, je größer die Beweglichkeit eines Thieres ist und die Vollkommenheit geht einher mit einer größeren Complication im Einzelnen bei gleichzeitig zunehmender Regelmäßigkeit. Das erscheint alles eigentlich ganz selbstverständlich, muß aber doch gesagt und bewiesen werden. Ich kann jetzt die Linse eines Huhnes mit Sicherheit von der Linse

einer Taube und diese wieder von der eines Falken unterscheiden. Und dergleichen mehr. Der Arbeit werden 10–12 Tafeln beigegeben sein.“

„11. 6. 1897 . . . Daß ich für Würzburg keine Aussichten habe, hat mir schon im Winter v. Kupffer geschrieben; die Bayern wollen eben jetzt unter sich bleiben. Es freut mich aber, daß man in Zürich an mich denkt. Freilich kann ich noch nicht sagen, wie ich mich gegebenen Falles verhalten werde. Zürich hat ja Manches für sich. Wenn ich auch die Einnahmen Stöhr's nicht so hoch taxire wie Eichhorst (Stöhr hat mir vor drei Jahren selbst gesagt, daß sie sich auf ungefähr 15 000 Frcs belaufen), so ist doch zu bedenken, daß das Leben in Zürich für mich und meine Familie sehr viel angenehmer und zuträglicher wäre, als das Leben in Prag. Die Kinder würden da in einer Athmosphäre aufwachsen, die für ihre geistige Entwicklung außerordentlich viel ersprißlicher wäre, als es die von Nationalitätenhaß erfüllte Luft in Prag ist. Andererseits ist zu bedenken, daß man in der Schweiz keine Pension bekommt. Da ich schon 12 Jahre Professor bin und man sich in Osterreich nach 30 Jahren mit vollem Gehalt pensioniren lassen kann, so würde ich, sobald die Gehaltsregulierung, die ja schon von beiden Häusern des Reichsrathes genehmigt ist, durchgeführt sein wird, nach 18 Jahren eine jährliche Pension von 4400 Gulden bekommen. Im Falle meines Todes würde jetzt meine Frau 1200 Gulden Pension und die Kinder je 125 fl Erziehungsbeitrag, zusammen also 1500 Gulden bekommen. Da ich nicht mehr ganz gesund bin, muß ich dies ganz besonders bedenken.

Meine Einnahmen sind ja in den letzten Jahren sehr heruntergegangen und sie werden gewiß noch weiter sinken. Vor 3 Jahren habe ich noch nahezu 8000 Gulden eingenommen, im letzten Jahre nur mehr 6300. Dazu kommt aber auch noch die angenehme Wohnung, die ich auf mindestens 2000 Gulden veranschlagen muß. Freilich würde ich, wenn ich keine Amtswohnung hätte, eine kleinere Wohnung nehmen müssen, aber unter 1000 Gulden würde ich doch auf keinen Fall auskommen. Ich kann also meine Einnahmen auch jetzt noch auf mindestens 7000 Gulden veranschlagen. Das ist aber ungefähr so viel, als Stöhr in Zürich einnimmt.

Ferner ist noch zu bedenken, daß mein Institut und die Sammlung sehr viel besser sind, als in Zürich.

Also, ich würde mir die Sache, trotz der außerordentlich ungünstigen politischen Situation, in der wir uns gegenwärtig befinden, doch sehr überlegen. Jedenfalls würde ich nicht sofort ablehnen, wenn ich gefragt würde. . . . Direct abgeneigt wäre ich ja nicht; aber ich möchte die Frage erst an mich herantreten lassen.

Meine Schmerzen sind jetzt etwas geringer; aber die Nerven sind noch immer als dicke, empfindliche Stränge fühlbar. Am empfindlichsten ist jetzt der Radialis. Im Ganzen habe ich doch schon etwas mehr Hoffnung.“

Zu der politischen Situation ist noch folgendes anzuführen. Für den 13. Juni 1897 war nach Eger ein großer Volkstag der Deutschböhmen einberufen worden, den ein polizeiliches Verbot traf. Sogleich bereitete man sich für eine neue Veranstaltung vor, die am 11. 7. in Eger stattfinden sollte. Abermals kam ein Verbot der Behörden, ohne jedoch eine Wirkung auszuüben. Aus ganz Böhmen waren an diesem Tage die Deutschen nach Eger geströmt, die von ihren Abgeordneten geführt durch die festlich geschmückte Stadt zum Versammlungsort zogen. In den Straßen kam es zu Reibereien mit der Gendarmerie. Die Protestkundgebungen blieben nicht auf Böhmen und Mähren beschränkt, sondern erstreckten sich seitdem auch über die Alpenländer. Anfang September 1897 fand dann in Prag ein tschechischer Parteitag statt, der die Ausdehnung der Sprachenverordnungen auf Schlesien verlangte.

Marie Rabl schreibt dazu: „Auch die deutsche Universität, bei weitem durch Ruhm der Lehrkräfte und Leistung der tschechischen überlegen und dadurch für ganz Österreich von größter Bedeutung, fand nur in äußersten Fällen den besonderen Schutz des Staates. Und doch war sie als größtes Kulturzentrum der Deutschen im Kronland Böhmen der Felsen, an dem die feindliche Welle unablässig nagte. Je nachdem eine Gesetzesvorlage im Parlament oder eine Verordnung den Tschechen unbequem war, wurde automatisch an dieser Stelle der Druck angesetzt und bewiesen, daß der Deutsche im Lande nur geduldet sei. Längst war die Lehre ausgegeben worden, daß dieser nur eingewandert, nur Kolonist, daß der Tscheche dagegen der Ureinwohner des Landes sei.“

Carl Rabl schreibt an seinen Schwiegervater: „4. 7. 1897 . . . Vorgestern bekam ich einen Brief von Stöhr, in welchem er mich fragte, ob ich nach Zürich kommen wolle. Der Brief war so gehalten, daß ich mich möglichst rasch entscheiden mußte. Ich fuhr daher sofort nach Wien und habe gestern mit dem Unterrichtsminister und dem Sectionschef Hartel, dem österreichischen Althoff, gesprochen. Beide, vor allem der Minister, kamen mir mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit entgegen und der Minister versicherte mir wiederholt, daß er den größten Wert darauf lege, daß ich, wie er sich ausdrückte „Österreich erhalten bleibe“. Er acceptirte daher auch ohne Weiteres alle meine Bedingungen. Dieselben lauteten: 1. Erhöhung des Gehaltes um 1000 Gulden; 2. definitive Zusicherung der Amtswohnung; 3. eine jährliche Dotation für Entwicklungsgeschichte im Betrage von 300 Gulden. Zum Schlusse wurde aber die Unterhaltung sehr schwierig. Der Minister meinte, ich solle, nachdem mir die Unterrichtsverwaltung so bereitwillig entgegengekommen sei, mich verpflichten, keinen Ruf nach Deutschland anzunehmen. Als ich darauf nicht einging, wollte er die Verpflichtung auf drei Jahre einschränken; als ich auch darauf nicht einging, sagte er, er wolle die größten Universitäten davon ausnehmen; als er auch da meinem Wi-

derstande begegnete, ließ er endlich die Bedingung ganz fallen. Der Akt wird heute an den Finanzminister gehen und es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß er in den nächsten Tagen erledigt werden wird. Solange will ich auch mit der definitiven Absage an Stöhr noch warten.

Hoffentlich findest Du diese Art der Lösung für die richtigste. Es wäre mir wichtig, Deine Meinung darüber zu hören.

Was meine Gesundheit betrifft, so ist darüber wenig zu berichten. Die Schmerzen haben sehr nachgelassen und sind nur nachts etwas heftiger. Aber ich kann doch den größten Teil der Nacht schlafen . . .“

„27. 11. 1897 . . . Vor allem danke ich Dir herzlichst für Deinen lieben Brief, der uns Beide sehr erfreut hat. Möge die Besserung anhalten und weitere Fortschritte machen! Ich hatte nicht gedacht, daß der letzte Stoß so schwer war, und ich bewundere Dich, daß Du ihn so gut überstanden hast.

Die Nachrichten, die heute aus Wien eingelaufen sind, lauten so beunruhigend, daß ich und meine Collegen kaum mehr daran zweifeln können, daß wir unmittelbar vor dem Ausbruch einer Revolution stehen. Heute morgen wurde Wolf, der gegenwärtig der Liebling der deutschen Studenten ist, ganz widerrechtlich verhaftet und dem Landesgerichte überliefert; die socialdemokratischen Abgeordneten wurden größtenteils aus dem Saale geworfen und von den Sitzungen ausgeschlossen; Lueger hat sich mit seiner Partei von der Regierung losgesagt; alles Ereignisse, die jeden Augenblick das Äußerste erwarten lassen. Dazu kommt, daß morgen Sonntag ist und daß jetzt trockenes, nicht zu kaltes Wetter herrscht.

Sowie aber in Wien der erste Schuß fällt, bricht auch hier die Revolution los und es ist zu befürchten, daß sie hier ganz besonders häßliche Formen annehmen werde. Ich habe daher, nachdem ich mich mit Chiari, der ein ruhiger und vorsichtiger Mann ist, beraten habe, beschlossen, Marie mit den Kindern sofort, wenn hier der erste Schuß fällt, nach Berlin zu schicken und ich bitte Dich und Mama, sie bei Euch aufzunehmen. Ich bleibe selbstverständlich hier; wie lange es sein muß, wird sich ja zeigen.

Die Aufregung hier ist eine ganz unbeschreibliche; man sieht auf der Straße kaum einen Menschen, der keine Zeitung in Händen hat. Ich selbst bringe beim besten Willen nicht die nötige Ruhe zu geordneter Arbeit auf und möchte nur wünschen, jetzt um 20 Jahre jünger zu sein. Von Recht und Gesetz ist keine Rede mehr und man fühlt, wie es in allen Fugen kracht. Vielleicht kann der Sturz Badeni's die Revolution noch hintanhaltend; möglicherweise ist es aber schon zu spät . . .“

Aus Aufzeichnungen Carl Rabls geht hervor: „Nach einer Zeit relativer Ruhe brach im November 1897 ein Sturm los, der alles was deutsch war, aus Prag wegzufegen drohte. Volle 5 Monate hatten die deutschen Universitäts-Institute militärische Besatzung; und wenn auch endlich unter

dem Schutz der Bajonette die Arbeit wieder aufgenommen werden konnte, so wollte sich doch das Gefühl der Ruhe und Sicherheit nicht wieder einstellen.“

Seine Gattin schreibt dann weiter, daß nach dem Erscheinen der Sprachenverordnungen von Badeni in Wien Unruhen den Auftakt gaben: „Sofort folgten Unruhen in Böhmen. Schon bei der Feier des deutschen Rektorwechsels versuchten tschechische Studenten, die Versammlung in der Aula zu sprengen. Mit jener ungeheueren Präzision, mit welcher die tschechische Öffentlichkeit stets augenblicklich dem Wink ihrer Führer folgte, ging das beleidigte Volk schon am Abend zum Angriff auf die Straße. Brüllende Horden zogen vom Wenzels-Platz aufwärts in der Richtung, wo die deutschen Universitäts-Institute lagen; unterwegs zertrümmerten sie die Fenster einer deutschen Privatklinik trotz der Bitten der Ärzte, die Kranken zu schonen. Dann begann ein stundenlanges Steinbombardement auf die Institute. Freudegeheul mischte sich mit dem Klirren der Fensterscheiben. Viele Werte wurden in den betroffenen Räumen vernichtet. An Schutz war nicht zu denken. Kein Polizist meldete sich.

Wohl stand am nächsten Tag das Militär auf Straßen und Plätzen bereit bei den in Pyramiden aufgestellten Bajonetten. Aber ein Befehl zum Eingreifen war nicht gegeben worden. Der Bürgermeister Podlipny freute sich bei einer Rundfahrt durch die Stadt, die ersten Folgen des Angriffs feststellen zu können; bei dem herrlichen Wetter promenierte das tschechische Publikum zwischen den Soldaten. Die Angriffe auf die deutschen Universitätsgebäude und auf viele deutsche Privathäuser wurden mit frischer Munition fortgesetzt. Damen waren bemüht, die Steine zuzureichen, die durch Schleudern bis in die oberen Stockwerke geworfen wurden. Bald stiegen die Leute bei den Erdgeschoßen in die Fenster, plünderten und warfen die Schätze heraus, die von den Weibern in Körben davongetragen wurden. Überall wurde verkündet, daß in Bälde die Gebäude in Brand gesetzt werden würden. – Immer noch kein Schutz! Waffen waren in der ganzen Stadt vergriffen und nirgends mehr zu kaufen. Wir verbrachten die Nacht in Kleidern, bereit, mit den Kindern zu entfliehen. Endlich gelang es meinem Mann, bei dem Ministerium in Wien telegraphisch Schutz zu verlangen; das Standrecht wurde erklärt. In den nächsten Tagen wurden einige hundert Leute erschossen, aber das Militär von der Bevölkerung auf brutalste Weise angegriffen. Wirkliche Sicherheit war nicht vorhanden, darum mußte ich mit den Kindern nach Berlin fahren. In Prag war der Bahnhof voll von Flüchtlingen.

Als ich nach Wochen zurückkehrte, war die Stadt „gereinigt“, jede deutsche Aufschrift war verschwunden, eine große Zahl deutscher Familien fortgezogen. Die Schäden an den deutschen Gebäuden wurden überall ausgebessert, man baute in Voraussicht künftiger Ereignisse in den Instituten

und Dienstwohnungen eiserne Türen und feste Fensterläden ein. Sieben Monate lang blieb ein Militärposten zum Schutz im Haus, bis scheinbar Ruhe eingetreten war. Aber auf der Straße spie man den Deutschen ins Gesicht, man drängte sie vom Bürgersteig auf die Fahrbahn, man schimpfte sie „deutscher Hund“ und lauerte ihren Kindern auf dem Schulweg mit Steinen auf. Die deutsche Insel war kleiner geworden, und sehnsüchtig sahen wir immer dem Ferientag entgegen, der uns in das schöne, friedliche Oberösterreich führen sollte. Sieg stand auf jedem tschechischen Gesicht. Welches war der Widerhall in Deutschland? Universitäten und studentische Korporationen veranstalteten Sympathiekundgebungen. Dem übrigen deutschen Staatsbürger fehlte jedes Verständnis, sowohl für das Schicksal der Deutschen in Böhmen, als für die Bedeutung, die dieses für die weitere Entwicklung des österreichischen Staates und für Deutschland selbst hatte.“

Am 22. 1. 1898 schreibt Carl Rabl an seinen Schwiegervater: „Heute Mittags hat eine allgemeine Studentenversammlung stattgefunden, in welcher der einstimmige Beschluß gefaßt wurde, angesichts des unerhörten Vorgehens der Regierung für nächsten Mittwoch einen Akademikertag nach Leitmeritz einzuberufen und bis dahin den Besuch der Vorlesungen zu sistieren. Heute Nachmittags werden der Rector und der gesamte akademische Senat demissionieren. In Leitmeritz wird aller Wahrscheinlichkeit nach beschlossen werden, in corpore die Universität zu verlassen.“

So weit wären wir also. Bisher haben sich meine Befürchtungen durchaus erfüllt und meine pessimistische Auffassung der Lage unserer Universität hat Recht behalten. Vor Weihnachten war nur eine Minorität für die Verlegung der Universität in's deutsche Gebiet; heute ist es die überwiegende Majorität und in zwei bis drei Wochen werden sich höchstens noch ein paar vereinzelte Stimmen für's Ausharren vernehmen lassen. Die deutsche Universität hat ausgespielt; wir sind absolut unhaltbar. Es handelt sich für uns durchaus nicht etwa nur oder auch nur in irgendwie hervorragendem Grade darum, den Studenten das Recht, Farben zu tragen, zu erhalten. Diese Frage läßt mich und wohl die meisten meiner Collegen verhältnismäßig kalt. Es handelt sich für uns um eine principielle Frage. Sollen wir ruhig zusehen, wenn die Regierung immer und immer wieder vor dem Pöbel und seinen Führern zurückweicht und sollen wir es dulden, daß uns ein Recht nach dem anderen entrissen wird? Die letzte Woche hat gezeigt, daß die Regierung im Stande ist, die Deutschen zu schützen, wenn sie den Willen hat und die nöthige Energie aufwendet. Aber diese Energie ist von den Führern der Czechen und dem feudalen Großgrundbesitz rasch gebrochen worden. Am Dienstag hat der Statthalter feierlich erklärt, den deutschen Studenten könne das Recht, Farben zu tragen, nicht streitig gemacht werden; am Tage darauf kam aus Wien ein Telegramm, das die Studenten direct zum „Bummel“ aufforderte; zwei Tage später gab der Po-

lizeidirector den Studenten noch die beruhigendsten Versicherungen und diese gingen bereitwillig auf alle seine Forderungen und Wünsche ein und doch war zur selben Zeit schon das Plakat gedruckt, das das Verbot des Farbentragens verlautbaren sollte.

Diese Unehrllichkeit und Verlogenheit der Regierung und ihrer Organe mußten den ganzen Zorn der Studenten hervorrufen und ich kann unter diesen Umständen die Beschlüsse derselben nur billigen.

Marie weiß von einem Tag auf den andern nicht, ob sie noch hier bleiben kann oder nicht. Neulich war schon alles zur Abfahrt bereit; ich erfuhr aber noch rechtzeitig, daß eine große Menge Militär aufgeboten war und so konnte sie bleiben. Auch für heute befürchtet man infolge der Gemeindevahlen in Budweis Ruhestörungen. Ich habe beide Wohnungsthüren mit dickem Eisenblech überziehen und mit eisernen Stangen versichern lassen, so daß wir im Stande sein dürften, eine mehrstündige Belagerung auszuhalten.

Seit 14 Tagen wohnt Chiari bei uns; wir sind beide mit Revolvern bewaffnet.

Das ist ein ganz entsetzlich trauriger Zustand. Man lebt in einem fortwährenden Taumel und kommt allmählich in einen Zustand, in dem man selbst alles krumm und klein schlagen möchte.“

„25. 5. 1898 . . . Meine Arbeit über den Bau und die Entwicklung der Linse macht gute Fortschritte. Ich habe das Capitel über die Reptilien abgeschlossen und bin jetzt im Begriff, das Capitel über die Vögel zu schreiben. Der zweite Theil, der ungefähr den Umfang des ersten haben wird, wird jedenfalls noch im Laufe dieses Semesters fertiggestellt werden. Wie ich Dir schon einmal mitgetheilt habe, ist man im Stande, aus dem Bau der Linse die Schnelligkeit der Accomodation zu beurtheilen; und da die Schnelligkeit der Accomodation selbst wieder mit der Schnelligkeit der Ortsbewegung in innigem causalem Zusammenhange steht, so kann man aus dem Bau der Linse einen Schluß auf die Schnelligkeit der Ortsbewegung ziehen. Mit den Säugethieren und den Schlußbetrachtungen hoffe ich bis Weihnachten fertig zu werden und dann soll die ganze Arbeit auch in Buchform (ca. 250 Seiten mit 15 Tafeln) erscheinen.

Heute hat die Nepomuksfeier begonnen, die jedes Jahr viele tausend Menschen nach Prag lockt. Hoffentlich gehen die drei Tage ohne ernste Ruhestörung vorüber. Der Polizeidirektor hat uns heute angezeigt, daß er eine Compagnie Militär zur Bewachung der Institute schicken wird. Ihr braucht also unseretwegen keine Angst zu haben.

Marie und die Kinder befinden sich wohl und auch ich habe augenblicklich nicht viel zu klagen . . .“

„12. 10. 1900 . . . Ich wurde in Halle von mehreren Gästen gefragt, ob ich einem Rufe nach Jena Folge leisten würde, und ich habe aus mehreren

Mittheilungen den Eindruck bekommen, daß man mich dort ernstlich in Aussicht genommen habe. Das war auch der Grund, weshalb ich am nächsten Tage in Jena Niemand besuchte; ich traf nur zufällig Biedermann, den Physiologen, der früher in Prag war und an dessen Berufung nach Jena ich seinerzeit nicht ganz unbeteiligt war. Obwohl von der Vacanz der anatomischen Lehrkanzel nicht die Rede war, glaubte ich doch aus einigen Äußerungen Biedermann's schließen zu dürfen, daß er mich jedem andern Anatomen vorziehen würde; sicher ist, daß er sich von Fürbringer nicht in's Bockshorn jagen lassen wird. Dieser wird sicher bestrebt sein, einen Schüler Gegenbaur's nach Jena zu bringen und er wird wohl auch von Seiten Stintzings Unterstützung finden; aber ich zweifle, daß die Majorität mit Fürbringer gehen wird. Ich selbst stehe mit Fürbringer auf recht schlechtem Fuße; ich habe vor mehreren Jahren mit ihm ein sehr scharfes Rencontre gehabt und habe mir außerdem unlängst die Freiheit genommen, die Richtung, welche die Schule Gegenbaur's in neuerer Zeit verfolgt, einer sehr scharfen Kritik zu unterziehen.

Ich werde natürlich zunächst abwarten müssen, was geschehen wird; sollte ich aber einen Ruf bekommen, so würde ich ihn unter einigermaßen annehmbaren Bedingungen und selbst bei einiger Einbuße an Gehalt oder Einkommen annehmen. Es wäre mir nur sehr lieb, schon vorher zu erfahren, wie Du darüber denkst. Wenn ich einmal über der Grenze bin, werde ich nicht so leicht wieder zurückgehen und ich darf wohl auch hoffen, daß ich nicht immer an einer kleinen Universität sitzen bleiben würde. In Wien hat man mir die schönsten Versprechungen gemacht, aber ich kann schon jetzt sehen, daß man mich damit nur . . . Unaufrichtigkeit ist ja von jeher die Signatur der österreichischen Regierungen gewesen . . .“

Bei den Angaben Rabl's über Wien handelt es sich um die Besetzung der Embryologischen Lehrkanzel in Wien, da Schenck zwangsweise entlassen worden war. Die Fakultät hatte Carl Rabl primo unico loco vorgeschlagen. Das Ministerium zog den Vorschlag jedoch aus Sparsamkeitsgründen gar nicht in Erwägung. Die Stelle wurde fortan durch den 1. Assistenten des Histologischen Instituts verwaltet, d. h. von Josef Schaffer, dann von Hans Rabl und schließlich von Victor Patzelt. Erst 1917 wurde auf Vorschlag von Tandler und Richard Paltauf Fischel aus Prag berufen.

„12. 12. 1900 . . . Wie Euch schon Marie mitgeteilt hat, ist's mit Jena nichts geworden. Aber der Verlauf der Angelegenheit ist immerhin von einigem Interesse. Hering (Leipzig) schreibt mir darüber u. a. Folgendes: ‚Der Vorschlag lautet: I. Maurer, II. Oscar Schultze, III. Ballowitz. – Sie kamen allerdings sehr stark in Frage, nicht bloß seitens der Fakultät, sondern auch seitens der Regierung. Warum man schließlich auf Ihre Berufung verzichtete, können Sie sich denken.‘ Die letztere Äußerung bezieht sich auf meinen Streit mit Fürbringer und meine Absage an die Gegenbaur'sche

Schule. Wer den allgemeinen Theil meiner Linsenarbeit (Rückblick und Schluß) gelesen hat, wird begreifen, daß ein Schüler Gegenbaur's alles aufbieten muß, um mich unmöglich zu machen. Das wird aber nicht gelingen. Ich weiß, daß ich ganz allein stehe, aber das macht mich nicht irre. Ich habe mich nur langsam und mühsam von den Fesseln der Schule freigemacht, aber jetzt will ich auch meinen eigenen Weg gehen.

In Wien bin ich einstimmig und unico loco für Entwicklungsgeschichte vorgeschlagen. Ich bin nun neugierig, wie sich die Regierung dazu verhalten wird. Wenn man mir nicht ein ordentliches Institut gibt, gehe ich nicht. Eigentlich sollte man auch in Deutschland schon längst ein großes Institut für Entwicklungsgeschichte geschaffen haben. His hat dafür in früheren Jahren mit Recht sehr lebhaft plaidirt. Ein solches Institut müßte drei Abtheilungen haben: I. für Entwicklungsgeschichte der Wirbellosen, II. für Entwicklungsgeschichte der Wirbelthiere, III. für Entwicklungsphysiologie. Jede Abtheilung müßte einen eigenen Vorstand haben, das Ganze aber unter einheitlicher Leitung stehen. – So etwas werde ich wohl in Wien nicht erreichen, aber vielleicht doch etwas Ähnliches. Ich fürchte nur, daß ich, falls man auf meine Wünsche eingeht, dauernd an Oesterreich gebunden sein werde. Hering schreibt zwar: „Lange werden Sie ja doch nicht mehr in Oesterreich bleiben müssen, wenn Sie nicht wollen.“ Aber es könnten mich doch moralische Verpflichtungen zwingen, hier zu bleiben. Für die Kinder wäre es gewiß weit besser, wenn ich nach Deutschland käme.

Ich arbeite jetzt über die Entwicklung des Gesichtes der Säugethiere und Vögel und hoffe damit bis Ostern fertig zu werden. Ich hätte Dir gerne zu Weihnachten die Arbeit gezeigt. Außerdem bin ich mit einer kleinen Abhandlung über die Entstehung der paarigen Extremitäten beschäftigt . . .“

Wegen der Frage der Besetzung des Lehrstuhls in Jena schreibt Marie Rabl, daß Fürbringer, der Schwiegersohn und Nachfolger Gegenbaur's in Heidelberg beim Fortgang aus Jena die Bedingung stellte, daß Carl Rabl nicht genommen würde. Hinzu kam, daß dieser während dieser Jahre eine starke Kritik an den Forschungen Haeckels geübt hatte, der ein höchst empfindlicher Apostel des Monismus gewesen ist. Allerdings hatte er noch im Jahre 1899 von Haeckel die Monographie über die Welträtsel gewidmet bekommen. Etwa im Jahre 1913 war Carl Rabl mit seinem Sohn Rudolf noch einmal bei Haeckel.

Über die wissenschaftlichen Hintergründe der Stellung Rabls zu Gegenbaur und zu Haeckel schreibt er selbst 1910:

„Ich würde nun am liebsten darauf verzichten, auf die Geschichte des Kampfes, der durch diese Kundgebungen Haeckels und Gegenbaur's eingeleitet wurde, noch einmal zurückzukommen; denn ich bin dieses Kampfes müde und sehne mich nach Ruhe. Aber Fürbringer hat es für notwendig gehalten, den Kampf in einer Weise fortzuführen, die mich zwingt, noch

einmal das Wort zu ergreifen. Nachdem er auf meine im Jahre 1903 in Heidelberg abgegebene Erklärung in durchaus konzilianter Weise geantwortet hatte, war ich der Überzeugung, daß damit die Angelegenheit zwischen uns beiden für immer beigelegt sei. Aber seine gedruckte Erwiderung ließ jede Versöhnlichkeit vermissen. In schroffem Widerspruch mit den gesprochenen Worten wiederholte sie in der denkbar schärfsten Form alle mir in der Streitschrift gemachten Vorwürfe. Ich muß zur Erklärung einiger dieser Vorwürfe, vor allem des Vorwurfes der „Provokation“, einige persönliche Erinnerungen vorausschicken.

Ich lernte Haeckel im November 1873 kennen und brachte im darauffolgenden Sommersemester meinen, schon auf dem Gymnasium gefaßten Entschluß, unter Haeckels Leitung zu arbeiten, zur Ausführung. Die unmittelbare Veranlassung dazu bot die Lektüre der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“, eines Buches, das damals alle gebildeten Kreise in lebhafter Spannung hielt. Konnte doch einige Jahre später der berühmte Pathologe Rokitansky auf einem zu Ehren Haeckels in Wien veranstalteten Bankette das Buch als „Andachtsbuch eines modernen Naturforschers“ bezeichnen. Auch das folgende Sommersemester verbrachte ich in Jena, und ebenso kam ich in den nächsten Jahren, sobald es meine Zeit erlaubte, wenn auch von nun an immer nur auf kurze Zeit, dahin. Ich hatte zu Haeckel eine glühende Begeisterung gefaßt, eine Begeisterung, deren nur die Jugend fähig ist. Ich verehrte ihn nicht nur als meinen Lehrer, sondern als meinen väterlichen Freund, an den ich mich vertraut und vertrauensvoll in jeder Lage wenden zu dürfen glaubte.

Viel weniger nahe waren meine Beziehungen zu Gegenbaur. Hatten mir auch schon seit dem Jahre 1871 seine Grundzüge der vergleichenden Anatomie als Lehrbuch gedient und war ich durch den Verkehr mit Haeckel angeregt worden, schon als Student einen Teil seiner Spezialarbeiten zu lesen, so wurde ich doch erst im Sommer 1883 mit ihm persönlich bekannt. Von da an blieb ich durch mehrere Jahre mit ihm in brieflichem Verkehr. Die Beziehungen waren durchaus freundliche und Gegenbaur konnte mich, wenn ich auch nie seine Vorlesungen gehört und unter seiner Leitung gearbeitet hatte, in gewissem Sinne zu seinen Schülern rechnen. Ja, als ich mich der Anatomie zugewendet hatte und in Wien bei Langer Prosektor geworden war, erschien mir Gegenbaur als das große Vorbild, das zu erreichen mir als höchstes Ziel vorschwebte. Gern hätte ich damals meine Stelle als Prosektor des anatomischen Institutes in Wien mit der viel bescheideneren und weniger einträglichen eines Heidelberger Assistenten vertauscht. Ganz besonders freundlich wurden meine Beziehungen zu Gegenbaur im Jahre 1888 bei Gelegenheit des Anatomenkongresses zu Würzburg. In der Sitzung vom 23. Mai, der Gegenbaur präsiidierte, hatte ich in der Überzeugung, daß der dominierende Einfluß, den damals His auf die

jüngeren Embryologen ausübte, gebrochen werden müsse, den Kampf gegen die Parablasttheorie geführt. Der Sieg, den ich erfocht, konnte als Sieg der Haeckel-Gegenbaur'schen Schule betrachtet werden. Freilich sollte es noch an demselben Tag zu einer, wohl nur wenigen bemerkbaren und auch rasch vorübergehenden Verstimmung kommen. Auf der Fahrt nach Zell kam ich mit Gegenbaur auf seine Abhandlung über „Die Metamerie des Kopfes und die Wirbeltheorie des Kopfskeletts“, die im Oktober 1887 erschienen war, zu sprechen und äußerte meine Bedenken gegen die darin vorgetragenen Ansichten. Da flog ein leichter Schatten über Gegenbaur's Gesicht und er brach das Gespräch ab, ohne auf meine Einwände einzugehen. Zu einer tieferen Verstimmung kam es aber erst im Jahre 1892, als ich in der zweiten Abhandlung zur ‚Theorie des Mesoderms‘ meine oben erwähnten Beobachtungen über die Entwicklung der Selachierflossen publiziert und überdies auf dem Anatomenkongreß in Wien ein zusammenfassendes kritisches Referat ‚Über die Metamerie des Wirbeltierkopfes‘ erstattet hatte. Aber diese Verstimmung, die in gewissen unfreundlichen Bemerkungen der Heidelberger Schule zum Ausdruck kam, war, wie ich anerkennen muß, von Feindschaft oder Gehässigkeit weit entfernt. Es geht dies schon daraus hervor, daß ich, obwohl ich, wie erwähnt, kein unmittelbarer Schüler Gegenbaur's war, von Fürbringer und G. Ruge eingeladen wurde, mich an der Festschrift, die aus Anlaß des 70. Geburtstages Gegenbaur's erscheinen sollte, zu beteiligen. Ich selbst war weit entfernt, meiner Meinungsverschiedenheit in mehreren wichtigen morphologischen Fragen eine persönliche Bedeutung beizulegen und ich sagte daher auch gern meine Beteiligung zu.

So stand die Sache, als die früher zitierten Äußerungen Haeckels und Gegenbaur's fielen. Es waren weniger die Äußerungen Gegenbaur's, als diejenigen Haeckels, die mich verletzten. Ich war mir bewußt, in meinen Arbeiten einzig und allein meiner Überzeugung Ausdruck gegeben und die beobachteten Tatsachen so objektiv als möglich beschrieben zu haben, und nun mußte ich meine Bestrebungen gerade von derjenigen Seite in so ungerechter und unschöner Weise verurteilt sehen, von der ich es am allerwenigsten erwartet hatte. In meiner Erregung schrieb ich an Haeckel, er habe kein Recht, ein so abfälliges Urteil über die jüngeren Embryologen zu fällen, zumal er selbst keine Erfahrung über die Entwicklung der Extremitäten besitze und sich lediglich auf die Autorität Gegenbaur's stütze. Dieser aber halte, aller besseren Einsicht, die uns die neueren entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen gebracht hätten, zum Trotz, an seiner liebgewonnenen Überzeugung fest; dies sei pure Rechthaberei. – Jetzt, nach 15 Jahren, muß ich gestehen, daß jener Brief am besten ungeschrieben geblieben wäre; er war zum mindesten eine Unvorsichtigkeit. Aber ich bin überzeugt, daß es mir gelungen wäre, Haeckel wieder zu versöhnen,

wenn es nicht Fürbringer für nötig gehalten hätte, einzugreifen. Dieser schrieb mir, ich hätte in dem Brief an Haeckel mit der erwähnten Bemerkung die Lauterkeit des Charakters Gegenbaur's in Frage gezogen, und er legte mir nahe zu überlegen, ob ich unter diesen Umständen noch unter den Mitarbeitern der Festschrift erscheinen könne. Selbstverständlich zog ich meine Mitarbeiterschaft sofort zurück; ebenso selbstverständlich aber war es und mußte es wohl für jeden sein, daß es mir auch nicht im allerentferntesten in den Sinn gekommen war, mit jener Bemerkung den Charakter Gegenbaur's antasten zu wollen. Ich war nun einfältig genug, Haeckel durch Gegenbaur versöhnen zu wollen. Ich setzte diesem die ganze Angelegenheit auseinander, versicherte ihm, daß es mir fern gelegen habe, ihm wegen einer wissenschaftlichen Differenz persönlich nahe treten zu wollen, und bat ihn, bei Haeckel im Sinne einer Wiederherstellung des früheren freundschaftlichen Verhältnisses zu intervenieren. Mein Brief grenzte an Selbstverleugnung, und ich habe längst bereut, ihn geschrieben zu haben. Die Antwort Gegenbaur's war im höchsten Grade verletzend; ohne auch nur mit einem Worte auf meine Ausführungen einzugehen, wies er mich mit ein paar scharfen Bemerkungen von sich.

Den Eindruck, den diese Unduldsamkeit auf mich ausübte, war ein erschütternder, und ich konnte mich jahrelang von ihm nicht erholen. Die nun folgenden Angriffe der Schüler Gegenbaur's, die sich stetig mehrenden Versuche, alle entwicklungsgeschichtlichen Erscheinungen, die den auf vergleichend-anatomischer Basis aufgebauten Schlüssen widersprachen, als cenogenetische und bedeutungslos, alle anderen aber als wichtig und beweiskräftig hinzustellen, endlich die Tendenz, die vergleichende Anatomie als eine Wissenschaft höherer Instanz hinzustellen, der sich die Entwicklungsgeschichte zu fügen habe, eine Tendenz, die namentlich im ersten Band der vergleichenden Anatomie aus dem Jahre 1898 ganz unverhüllt zutage trat, ließen in mir den Entschluß reifen, öffentlich gegen dieses Verfahren Protest einzulegen. Es geschah dies zunächst im Schlußkapitel meiner Monographie über den Bau und die Entwicklung der Linse.

Als ich mich dann wieder der vergleichend-anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung der Extremitäten zuwandte, ging ich daran, alle Arbeiten Gegenbaur's, die sich auf den Gegenstand bezogen, systematisch der Reihe nach so genau als möglich durchzustudieren. Hatte ich früher als Student und junger Doktor diese Arbeiten mit den Augen eines gläubigen Bewunderers gelesen, so legte ich jetzt überall die kritische Sonde an. Und unter dieser analytischen Prüfung brach alsbald das stolze Lehrgebäude Gegenbaur's völlig in sich zusammen. Ich war selbst überrascht, auf wie lockerem Grunde es errichtet war. In der Tat hatte es sich um nichts als ein Wiederaufleben der alten Naturphilosophie eines Oken gehandelt; nur hatte sich diese Philosophie ein modernes Mäntelchen umgehängt.

So war ich aus einem begeisterten Anhänger Gegenbaur's ein überzeugter Gegner geworden. Es hat sich an mir der alte Satz bewahrheitet, daß man keinen Irrtum so aufrichtig hassen kann, als den, in dem man selbst vorher gefangen war. Nur wer es an sich selbst erlebt hat, wie sehr man durch ein wissenschaftliches Problem in Spannung erhalten werden kann, wie dessen Verfolgung den ganzen Körper durchzittert und durchströmt, wer das Glück und die Freude kennt, die man empfindet, wenn man dann endlich das Problem gelöst zu haben glaubt; nur der vermag zu beurteilen, wie mir damals zu Mute war. Ich glaubte nicht bloß die alte, morsche Theorie stürzen, sondern eine neue jugendfrische an ihre Stelle setzen zu können. Und so schrieb ich denn die „Gedanken und Studien über den Ursprung der Extremitäten“ (1901), die ein flammender Protest gegen wissenschaftliche Tyrannei sein sollten.

Ich wußte, daß ein Sturm der Entrüstung gegen mich losbrechen würde und habe dies auch an einer Stelle meiner Arbeit ausdrücklich gesagt. Freilich, daß dieser Sturm Formen annehmen würde, wie es später tatsächlich geschehen ist, habe ich nicht gehant und hatte es auch bis dahin nicht für möglich gehalten.

Ein Jahr nach dem Erscheinen meiner Arbeit veröffentlichte Fürbringer unter dem Titel „Morphologische Streitfragen“ seine Erwiderung. In ihr wurden mir bekanntlich Entstellung des wahren Sachverhaltes, Schmähung und Herabsetzung der Gegner, Fälschung der Abbildungen anderer Autoren, Rauflust und noch vieles andere vorgeworfen. Später, in seiner gedruckten – wohlgemerkt, nicht in der gesprochenen – Erwiderung auf meine, auf der Anatomenversammlung in Heidelberg (1903) erfolgten Antwort behauptete er überdies noch, ich hätte den Kampf gegen Gegenbaur und seine Schule vom Zaune gebrochen und provoziert (Verh. S. 193). Aus meinen Mitteilungen wird sich jedermann ein Urteil bilden können, auf wessen Seite die Provokation zu suchen war. Ich habe geschwiegen, so lange ich es mit meiner Ehre vereinbar hielt. Es ist ja richtig: Gegenbaur selbst hat in seinen zahlreichen Angriffen gegen die neuere Richtung der „Embryologie“ – er schrieb das Wort unter Anführungszeichen – meinen Namen nicht genannt. Ich war aber, was wohl auch Fürbringer nicht wird bestreiten können, ein Hauptvertreter dieser Richtung und stand gerade in der Frage nach dem Ursprung und der Entwicklung der Extremitäten in allervorderster Reihe; es wäre daher geradezu unverantwortlich von mir gewesen, wenn ich den mir aufgedrungenen Kampf nicht aufgenommen und meine Überzeugung nicht laut und offen zum Ausdrucke gebracht hätte.“

Die Auseinandersetzung Carl Rabls mit Fürbringer hatte eine Nachwirkung auf dem Anatomenkongreß 1906, die dazu führte, daß der Vorstand Rabl am 20. 12. 1906 eine Erklärung darüber abgegeben hat. Vielleicht

hängt auch damit zusammen, daß dieser in den dann folgenden Jahren nicht zum Vorsitzenden der Anatomischen Gesellschaft gewählt wurde, obgleich er in Betracht gekommen wäre.

Die Jahre um die Jahrhundertwende verliefen in Prag etwas weniger stürmisch. Rabl schreibt darüber, daß nach 1897 sieben bange Jahre folgten „in denen die Deutschen manche Unbill ruhig zu ertragen hatten. Da brach im Jahre 1904 ein neuer Sturm los; wieder richtete er sich in erster Linie gegen die deutschen Studenten und bedrohte den Bestand der deutschen Universität. Als Rektor der deutschen Universität stand ich damals mitten im Kampfe. Nur mit Mühe gelang es, der Bewegung Herr zu werden . . . Als Provokation gilt alles, was deutsch ist; wenn ein deutscher Kaufmann ein deutsches Schild vor seinen Laden hängt, so ist das Provokation; wenn zwei Deutsche auf der Straße miteinander deutsch sprechen, so ist das Provokation; ja wenn ein Deutscher auf einen höhnischen tschechischen Gruß nicht tschechisch antwortet, so ist auch das Provokation. Und nun gar, wenn ein deutscher Student sich in Mütze und Band auf der Straße zeigt!

Wer aber, mag er selbst Farbenstudent gewesen sein oder nicht, kann sich eine deutsche Universität, eine deutsche Hochschule überhaupt, ohne farbentragende Studenten denken? Gehört nicht das frische, farbenfrohe Bild, das sie ihr verleihen, geradezu zu den integrierenden Charakteren einer deutschen Universität? Und erblickt nicht die akademische Jugend seit den Freiheitskriegen in dem Recht, ihre Ideale, ihre Begeisterung für Volkstum und Vaterland auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, einen Teil ihrer akademischen Freiheit? In Prag hat aber dieses Farbentragen noch eine ganz besondere Bedeutung. Hier ist jeder, der Farben trägt, als deutscher Student gekennzeichnet. Jeder, der nach Prag kommt und die farbigen Mützen und Bänder sieht, erfährt dadurch, daß es dort noch eine deutsche Universität gibt, eine Universität, die es verstanden hat, allen Stürmen der Jahrhunderte zu trotzen. Das aber gerade ist es, was das tschechische Volk und vor allem seine Führer so sehr empört. Genau so, wie sie vor einem halben Jahrtausend nicht duldeten, daß neben einer tschechischen auch eine deutsche Universität bestand, wollen sie es auch heute nicht dulden, daß man merke, daß es noch eine deutsche Universität in Prag gibt. Sie behaupten, durch das Farbentragen werde der tschechische Charakter der Stadt gefälscht und verweigern den Deutschen das Recht, sich als Deutsche zu zeigen. Deshalb wenden sie sich auch gegen den Bummel und so hat dieser die Bedeutung erlangt, die ihm heute tatsächlich zukommt.“

An seinen Schwiegervater schreibt Rabl folgendes: „14. 11. 1898 . . . Es fängt wieder an, recht gemütlich zu werden. Vor etwa zehn Tagen wurden mir im Museum zwei Fensterscheiben eingeworfen und in der letzten Wo-

che verging fast kein Tag, an dem nicht Straßendemonstrationen stattfanden und ein paar deutsche Studenten geprügelt wurden. Gestern nachts wurde mein zweiter Assistent, als er mit vier Kollegen aus einem Caffeehaus kam, von etwa zwanzig Czechen, die ihnen aufgelauret hatten, überfallen. Es kam zu einer blutigen Rauferei, die ungefähr eine Viertelstunde dauerte und bei welcher einer der deutschen Studenten eine ziemlich erhebliche Kopfwunde davontrug. Mein Assistent kam etwas besser davon, wurde aber auch tüchtig durchgebläut. Von der Polizei war nirgends etwas zu sehen. Solche Ereignisse wiederholen sich jetzt so oft, daß man schon anfängt, sich daran zu gewöhnen. Es heißt, daß die Demonstrationen jetzt arrangiert werden, um Thun noch mürber zu machen, als er ohnehin schon ist.

Die deutschen Institute werden jetzt befestigt, das heißt, es werden Gitter und eiserne Rolläden an den Fenstern angebracht und auch sonst allerlei Maßnahmen getroffen, die zum Schutz dienen können. Das ist nun zwar alles recht gut und schön, demonstriert aber in erster Linie doch nur die Ohnmacht der Regierung; einen dauernden Schutz darf man sich davon nicht versprechen.

Auch sonst herrschen bei uns jetzt türkische Zustände. Wir bekommen augenblicklich weder die Collegiengelder, noch den höheren Gehalt; dafür werden uns aber vom alten Gehalt ganz enorme Summen abgezogen. So bekam ich im letzten Monat von den 220 Gulden, auf welche meine Quittungen lauteten, nur ungefähr 90 Gulden, Chiari statt derselben Summe nur 27 Gulden! Ähnliche Abzüge sollen uns auch noch im Dezember bevorstehen. Dieselben hängen z. T. damit zusammen, daß heuer ein neues Steuergesetz eingeführt wurde und daß die Universitätsprofessoren, welche bisher die Steuern am Ende eines Jahres zu bezahlen hatten, künftig am Anfang zahlen müssen. So kommen wir in diesem Jahre zu doppelten Steuern, wovon ein Teil gleich von der Landeshauptkasse abgezogen wird. Ich kann aber nicht sagen, daß mir das Gebaren ganz klar ist und habe auch von Niemandem eine befriedigende Erklärung erhalten können; selbst die Juristen können sich die Abzüge nicht zurechtlegen und das Einzige, was sie bestimmt wissen, ist, daß alles Protestieren vergeblich ist. – Wenn ich nicht etwas Privatvermögen hätte, müßte ich in der Tat jetzt Schulden machen.

Indessen arbeite ich in meiner „Festung“ ruhig weiter. Ich hoffe, daß ich Dir noch vor Weihnachten eine größere Arbeit schicken kann; sie hat mir viel Mühe und Freude gemacht. In diesem Semester hoffe ich mit meiner Linsenarbeit fertig zu werden und freue mich, dann wieder ein Thema von allgemeinerer Bedeutung vornehmen zu können . . .“

„24. 8. 1901 . . . In Prag hatte ich bis zum Schluß des Semesters noch sehr viel zu tun. Ich habe eine Arbeit über den Ursprung der Extremitäten

und die Urform von Hand und Fuß fertig gestellt und außerdem das erste Heft meiner Tafeln zur Entwicklungsgeschichte des Wirbeltierkopfes, die ich Dir zu Pfingsten in Liebenstein zeigte, an (den Verleger) Engelmann geschickt. Nun hat mir Engelmann vorgestern geschrieben, daß er, bevor er eine sichere Garantie dafür habe, daß er von der Akademie der Wissenschaften in Wien eine Unterstützung von 3–4000 Mark bekomme, der lithographischen Anstalt von Werner und Winter in Frankfurt a./M., bei der die Tafeln seit sechs Wochen liegen, keinen definitiven Auftrag geben könne. Da nun aber die Akademie jetzt Ferien hat und die erste Sitzung erst wieder im October stattfindet, so ist dadurch das rechtzeitige Erscheinen des ersten Heftes ganz in Frage gestellt. Ich will zwar noch versuchen, die Sache einzurenken, habe aber in Anbetracht des recht geringen Entgegenkommens von Seiten der genannten Firma recht wenig Hoffnung.

Viel Freude hat mir die Arbeit über den Ursprung der Extremitäten gemacht und ich halte sie für eine der besten, die ich bisher geschrieben habe. Namentlich die, wie ich glaube, einwandfreie Zurückführung der pentadactylen Extremität auf eine zweifingerige Urform dürfte auch Dich interessieren. Mit der Bezeichnung „Urform“ wirst Du ja wohl auch einverstanden sein können; hat doch auch Goethe immer nach „Urformen“ gesucht. Wenn ich diese Urform zugleich in phylogenetischem Sinne als Stammform auffasse, so liegt das in der Richtung, in der ich aufgewachsen bin.“

„31. 3. 1902 . . . Übermorgen muß ich nach Wien fahren, da ich für Donnerstag beim Kaiser zur Audienz vorgemerkt bin. Ich muß mich nämlich für die Ernennung zum Hofrate bedanken. Diese Würde, die mir an sich völlig gleichgültig ist, hat in letzter Zeit doch einige praktische Bedeutung dadurch bekommen, daß den in den letzten Jahren zu Hofräten ernannten Universitätsprofessoren nachträglich auch der Hofratscharakter zuerkannt wurde. Es hat dies zur Folge, daß sich die Witwenpension von 1200 auf 1500 Gulden, also ungefähr von 2000 auf 2500 Mark erhöht und daß auch die Erziehungsbeiträge für die Kinder in ähnlichem Verhältnisse steigen.

Daß ich in München an Kupffer's Stelle secundo loco vorgeschlagen bin, weißt Du wohl schon. Wie mir ein College schrieb, konnte oder wollte man mich mit Rücksicht auf die ultramontan-particularistische Kammermajorität nicht primo loco vorschlagen, sondern zog es vor, mich an zweite Stelle zu setzen, mich aber dabei in besonders auszeichnender Weise hervorzuheben. Eine Aussicht, berufen zu werden, besteht unter den gegebenen Verhältnissen wohl nicht und, wie in Heidelberg und Jena, wird auch in München der Genius loci den Sieg davon tragen . . .“

Marie Rabl schreibt am 15. 6. 1901 an ihren Vater: „Bei uns geht alles drunter und drüber wegen der Anwesenheit des Kaisers – ganz Prag ist in Aufregung und alle Tage gibt es irgendetwas zu sehen . . . Die Kinder sind

in diesen Tagen ganz voller Aufregung. Schon seit Ende der vorigen Woche wurde die Ausschmückung der Straßen und Häuser mit größter Eile betrieben, Triumphbogen aufgestellt, Fahnenstangen eingerammt und am Mittwoch bot die Stadt in der Tat einen ganz prächtigen Anblick. Tschechen und Deutsche suchten sich gegenseitig in ihren Leistungen zu überbieten, und so sind besonders in den Hauptstraßen die meisten Häuser fast verdeckt von Stoffen in den National- und Reichsfarben, Teppichen, Laubgewinden und Fahnen. Das Spaßhafte ist, daß die spezifisch österreichischen Farben schwarz-gelb diesmal ganz zum Kennzeichen der Deutschen geworden sind, die doch stets wegen ihres mangelhaften Patriotismus geschmäht werden. Die Tschechen haben nämlich mit einer solchen Ostentation ihre Häuser – private wie öffentliche – rot-weiß dekoriert, daß man sogleich sieht, wo Deutsche wohnen. Die Trikoloren – sowohl die deutsche als die slawische – sind verboten und man hat dieses Verbot gegen schwarz-rot-gold gewissenhaft durchgeführt. Ja, die Polizei hat es sogar gelitten, daß die statutenmäßig zugesagte Fahne der Lese- und Redehalle in diesen Farben sofort vom Pöbel herunter gerissen wurde. Die blau-weiß-rote Trikolore hat man indessen nicht bloß in allen möglichen Dekorationen einzuschmuggeln gewußt, sondern man hat auch auf dem Rathaus eine dreifarbige Fahne unbehindert von der Polizei gehißt. Das ist das gleiche Recht für alle!

Den Einzug des Kaisers und seiner Minister sahen wir am Mittwoch von der Wohnung einer Bekannten, die gerade neben der Karlsbrücke liegt. Die Professoren beider Universitäten mußten in Uniform auf der Brücke Spalier bilden. Mit welchen Seufzern Carl in das ungewohnte Kleidungsstück kroch, könnt Ihr wohl denken! – Die Kinder waren ganz Wonne; Mizi in einer unglaublichen Aufregung über alles, was es zu sehen gab und Carli entzückt über den Papa in Uniform. Voll Hoffnung fragte er: „Nicht wahr, solch eine Uniform bekommt doch jeder, wenn er groß ist?“ Was sagst Du zu diesem entarteten Enkel? – Heut Nachmittag besuchte der Kaiser die in unserer nächsten Nähe gelegenen, neuen botanischen Institute und fuhr ganz dicht am anatomischen Institute vorüber. Carli rief aus dem Fenster so laut Hoch, daß seine helle Kinderstimme alle tschechischen Slava-Rufe übertönte und der Kaiser sich ganz überrascht grüßend nach unserer Seite wandte. Es war wirklich nett! – Morgen Abend folgt nun noch große Illumination, die wir kaum sehen werden, da man sich zu Fuß nicht ins Gedränge wagen kann und die Wagen unverschämte Preise verlangen.“

Zur Ergänzung schreibt Marie Rabl: „Soviel ich weiß, waren im Sommer 1903 Sokolfeste und ein slawischer Kongreß in Prag, was die Unruhe noch vermehrte. Der im Sommer gewählte Rektor mußte vor Beginn des Amtsantrittes wegen Krankheit zurücktreten. Die Neuwahl fiel auf den Vater.“

Es konnte bei seiner Persönlichkeit beinahe nicht anders sein, als daß es zum offenen Kampfe mit Regierung und Tschechen kommen mußte, und so war es auch in der zweiten Hälfte des Wintersemesters, aber seit langer, langer Zeit brachte der Kampf diesmal den deutschen Sieg. Es waren nicht allein das gesicherte Ansehen, die Energie, der unbegrenzte moralische und physische Mut, sondern eine geradezu diplomatische Begabung, die dem Vater über die z. T. sehr zaghaften Kollegen, die in Germanen und Juden gespaltene Studentenschaft die Überlegenheit und die fast feindliche Regierung sicherten. Er hatte die ganze Presse und die Studenten aller deutsch-österreichischen Universitäten an der Hand und gab die Marschbefehle aus. Da halfen die berühmten österreichischen Beschwichtigungs-Hofräte nichts, der Statthalter Graf Coudenhove mußte knirschend das deutsche Egerländer Regiment kommen und auf dem Graben aufmarschieren lassen. Der Jubel bei den Deutschen war ungeheuer und pflanzte sich bis auf die reichsdeutschen Universitäten fort. Berge von Telegrammen und Briefen brachten Zustimmung.“

Zum Abschluß des Rektoratsjahres bekam Carl Rabl als Dank eine Ehrenadresse der Prager Hochschüler folgenden Inhalts: „An Seine Magnifizienz Hofrat Prof. Dr. Karl Rabl dz. Rektor der k. k. deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Prag. Der Schluß des Semesters, das sich in seinem Verlaufe den denkwürdigsten unserer alt-ehrwürdigen alma mater ebenbürtig anreihet, findet die gesamte Studentenschaft einig in dem Gefühl dankbarsten und vollsten Vertrauens für ihren allverehrten Rektor, ihren VORKÄMPFER, der in der erfolgreichen Abwehr der mit allen Mitteln geführten Angriffe gegen die deutsche Studentenschaft unerschrocken an ihre Spitze trat, ihren BERATER, der in Wort und Tat, keine Ungunst scheute, unserem gerechten Kampfe zum Siege zu verhelfen, ihren FREUND, der wegen seiner biedereren Herzlichkeit ewige Erinnerung an sein Wirken in unsere Herzen grub. Der Überzeugung, daß nur der ungeschmückte Dank Eurer Magnifizienz würdig ist, reiht sich die Versicherung an, daß die gesamte deutsche Studentenschaft Prags auch weiterhin einsteht für ihre heiligen Rechte, getreu den Worten ihres Rektors: ‚Farben tragen, heißt Farbe bekennen‘. Prag, am 26. März 1904.“ (Das Original dieser Ehrenadresse ist durch die Ereignisse des letzten Krieges verlorengegangen.)

Schon 1898 hatte Carl Rabl von Kaiser Franz Joseph den Orden der eisernen Krone III. Klasse bekommen. Über die Einstellung zu dieser Ehrengabe schreibt er am 4. 12. 1898 an den Sektionschef den folgenden Brief, den er jedoch auf Anraten von Kollegen nicht abgeschickt hat: „... Wie Sie wissen, wurde mir der Orden der eisernen Krone III. Klasse verliehen. Nun habe ich nie nach Ehren und Auszeichnungen irgend welcher Art, die nicht mit meinem Berufe in unmittelbarem Zusammenhange stehen, gestrebt. Es widerstreitet meiner ganzen Lebensanschauung und der hohen,

idealen Auffassung, die ich von meinem Berufe habe, irgend einen Orden zu tragen oder Titel zu führen. Ich weiß, daß ich mich hierin im Widerspruch mit der übergroßen Mehrzahl meiner Mitmenschen und auch meiner speciellen Collegen befinde; aber so sehr ich auch deren gegenteilige Auffassung achte und so wenig ich es irgend Jemandem übelnehme, wenn er an einer, ihm ohne sein Zutun zu Teil gewordenen Auszeichnung seine Freude hat, so glaube ich doch andererseits verlangen zu dürfen, daß man auch meine Überzeugung in gebührender Weise respectiere. Ich kenne in meinem Berufe keine andere Freude, als die, welche die Arbeit bringt, und erblicke den schönsten Lohn meiner Arbeit in dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht. So habe ich es stets gehalten und so soll es auch in Zukunft bleiben.

Von diesen Gesichtspunkten aus richte ich an Sie, hochverehrter Herr, die dringende, herzliche und aufrichtige Bitte, mir jene Mittel und Wege anzugeben, welche es mir ermöglichen, die mir gewordene Auszeichnung rückgängig zu machen. Ich möchte dies in ganz unauffälliger Weise tun, in einer Weise, die Niemanden kränkt oder beleidigt, und die zugleich die Intentionen der Regierung dankbar anerkennt; auch möchte ich die Gewißheit haben, daß meine Familie durch meinen Schritt keinen Schaden erleidet. Von irgendwelchen politischen Motiven kann dabei keine Rede sein; denn so wenig ich auch mit der gegenwärtigen Regierung einverstanden sein kann, so würde ich auch jeder anderen gegenüber meinen Standpunkt in der gleichen Weise vertreten müssen.

Indem ich Sie bitte, die vorstehenden Zeilen genau in Erwägung zu ziehen und mir dann aufrichtig und geradeheraus Ihre Meinung zu schreiben, bin ich in ausgezeichnete Hochachtung . . .“

Am 22. 7. 1899 war Rabl zum Wirklichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt worden, nachdem er schon am 24. 7. 1893 korrespondierendes Mitglied geworden war. Am 14. 3. 1904 wurde er dann Ehrenmitglied der Ärztevereinigung in Wien.

Im Juni 1904 bekam Carl Rabl die Anfrage der sächsischen Regierung, ob er die durch den Tod von His erledigte anatomische Lehrkanzel in Leipzig zu übernehmen bereit wäre. Aus den Aufzeichnungen seiner Gattin ist darüber zu entnehmen: „Die Universität (Prag) erwog bereits die Frage, den Vater auch für das nächste Jahr um Annahme des Rektorats zu bitten, als der Ruf, zum Nachfolger von His nach Leipzig zu kommen, kam. Mein Mann fuhr sofort nach Dresden ins Ministerium und nach Leipzig. Die Bedingungen waren im Verhältnis zu den österreichischen glänzend, nur das Institut alt und geradezu scheußlich verdreckt. Er erhielt auch hierfür feste und sehr günstige Zusagen. Es gab für ihn keinen Zweifel. Was von Jugend auf sein heißester Wunsch gewesen, was er inbrünstig für seine Kinder ersehnt, war Erfüllung geworden. Er kam nach Deutschland;

er ging mit einem Übermaß von Freude, von Hoffnungen –, ich kann sagen von Ehrfurcht. Österreich tat nichts, um ihn zu halten. Der Physiologe Exner, allerdings einer von Vaters „Freunden“, Referent im Unterrichtsministerium, fand, daß er ganz recht habe zu gehen und daß Österreich ihm entsprechende Bedingungen nicht bieten könne.“

Die Ernennung nahm Rabl am 26. 7. 1904 an, und im Oktober übersiedelte die Familie nach Leipzig.

Über den Abschied von Prag berichtet seine Gattin folgendes: „In Prag herrschte große Betrübnis und man tat, was man nur Liebes tun konnte, um uns ‚hinaus zu feiern‘. Es gab Festessen, Abschiedsgaben usw. Ende September gingen wir fort, um Euch Kinder aus Wels zu holen und von dort nach Leipzig zu fahren. Als die schwere Wohnungstür in der Salmgasse 5 zuschlug und wir zum letzten Mal die breite, steinerne Treppe heruntergingen, über die der Vater täglich heraufgestürmt kam, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, fiel auch das Tor hinter einem großen, wundervollen Abschnitt unseres Lebens zu. Wir dachten wohl beide das gleiche, ohne es zu sagen. Die große, schöne Wohnung war das Heim unseres Glückes, die traute Heimat unserer Kinder gewesen. So sehr wir immer aus dem traurigen Prag heraus verlangten, so lockend auch die Zukunft vor uns lag, war es uns bang und der Vater verließ schweren Herzens das schöne Institut, das er mit so viel Mühe und Liebe, immer im Kampf mit dem Unverständnis und dem Finanzelend der österreichischen Behörden, ausgestattet hatte.“

Rückblickend schrieb sie außerdem noch: „Die Jahre verliefen nach innen in ungetrübtem Glück, nur hie und da gestört durch ernstere Erkrankungen der Kinder, eine Zeitlang erschüttert durch die Tuberkulose-Infektion, – in den späteren Jahren durchzittert von der Ahnung weiterer Krankheit. Der Vater war hochangesehen in der ganzen Universität. Von den Medizinern standen ihm am nächsten bis zu ihrem Fortgang Kahler, Hering, Gussenbaur, bis zuletzt Hans Chiari. Wir waren beide eng befreundet mit Wiesers, Jodls, Knolls, – auch Goldschmiedts standen uns nahe. Von den Assistenten machte uns Rex manchen Ärger. Salzer war eine erfreuliche Erscheinung; Fischel stand dem Vater nahe trotz des spezifisch jüdischen Verstandes.“

Daß der Weggang von Prag richtig war, ergibt sich aus einem Brief seines Freundes Chiari vom 27. 12. 1905: „... Die Muße der Weihnachtsferien veranlaßt mich, Dir wieder einmal über unsere hiesigen Verhältnisse zu berichten. Das Wintersemester hat sich diesmal recht schlecht angelesen. Wie Du aus den Zeitungen entnommen hast, hatten wir ernste politische Unruhen, welche fast denen des Jahres 1897 gleichkamen. Meiner Ansicht nach war es nur ein Zufall, daß unsere Institute diesmal ungeschädigt blieben, die social-demokratische Bewegung war wieder zu einer anti-

deutschen geworden und die Behörden verhielten sich offenbar auf Befehl aus Wien zunächst ganz passiv. Erst vor kurzem drehte der Wind und scheint nun die Absicht zu bestehen, jede Störung der Ruhe energisch zu unterdrücken. Wie lange das währen wird, weiß freilich niemand. Ich und meine Frau mußten lange Zeit hindurch unsere beiden Mädchen selbst zur Schule führen resp. von dort abholen, und des Abends war es oft kaum möglich, wegen der Straßenaufläufe spazieren zu gehen. Das alles stört natürlich sehr die Ruhe des Lebens und der Arbeit.

Weiter hatten wir einen sehr unangenehmen Conflict im Vereine deutscher Ärzte in Prag. Mehrere Skandalmacher (die Dir bekannten Herren Nachod, Adler und Consorten) inscenierten eine beleidigende Emanation gegen Wölfler, v. Franqué und daneben auch gegen v. Jaksch, Dittrich, Ph. J. Pick und mich, weil bei der Wahl der Assistenten nicht ihren Wünschen entsprechend vorgegangen wurde, warfen Parteilichkeit, Antisemitismus vor und verbreiteten eine bezügliche Resolution überall hin. Im Vereine der Ärzte sprachen diese Skandalmacher die Zustimmung zu der von dem Vereine der Krankenhausärzte gezeichneten Resolution aus und beleidigten auch sonst die Professoren, in dem ein Redner z. B. sagte, er und seine Collegen bedankten sich für die Gnade, welche die Professoren mit ihren Vorträgen im Vereine ihnen erweisen.

Wir Professoren gehen infolgedessen seit der Zeit nicht mehr in den Verein, ich, der ich voriges Jahr Präsident war und nun zum Vicepräsidenten gewählt wurde, trat aus dem Vereine aus ebenso auch v. Franqué. So fällt wieder eine deutsche Vereinigung gewissen unanständigen Elementen zum Opfer.

Infolge der Unruhen wollte sich auch bisher die Geselligkeit nicht recht entwickeln und blieb alles in seinen vier Wänden.

Die Besuche Prags durch fremde Ärzte sind viel seltener geworden. Zwei italienische Doctoren, die neulich Prag passirten, sagten mir, sie wären gern durch einige Monate hier geblieben, fürchteten sich aber das zu thun, weil es ja hier zugehe wie in Rußland!

So manifestirt sich immer mehr die absteigende Tendenz im Dasein der hiesigen Deutschen und sehe ich mit Sorge der Zukunft entgegen. Sei glücklich, daß Du alledem entgangen bist und nun mit den Deinen in einem geordneten rein deutschen Staate leben kannst.“

3. Universitätsprofessor in Leipzig (1904–1917)

In Leipzig erwarteten Carl Rabl durch das veraltete Institut und seine Leitungsnotwendigkeiten sehr große Aufgaben. Nach seinen Worten entschied er sich schweren Herzens für die Reorganisation des Institutes. Das

Institut war 1875 gebaut worden. Seitdem hatte sich die Histologie entwickelt, für die nicht genügend Raum vorhanden war. Auch in Leipzig lag der Histologieunterricht in den siebziger Jahren noch in den Händen der Physiologen.

Fischel schreibt folgendes: „So widmete er denn seine Zeit zunächst ganz der Aufgabe, ein für den modernen Unterrichts- und Forschungsbetrieb geeignetes Institut zu schaffen. Da zu einem Neubau ein geeigneter Platz nicht gefunden werden konnte, mußte er sich mit einem Um- und Erweiterungsbaue begnügen, der naturgemäß schwerer durchzuführen ist als ein Neubau, da man sich hierbei stets durch die gegebenen Verhältnisse gebunden und gehindert sieht. Wie groß übrigens dieser Um- und Erweiterungsbau geplant war, geht am besten aus dem veranschlagten Kostenaufwande – 464 090 Mark – hervor. So wurde ein Institut geschaffen, das für die Bedürfnisse unserer Zeit – daß ein Institut bald veraltet, dessen war sich Rabl auch bei seinem Institutsbaue wohl bewußt – vollkommen hinreicht. Mit lebhafter Befriedigung pflegte er den ihn besuchenden Fachgenossen sein Werk zu zeigen. – Eine weitere Sorge Rabls galt der Institutsammlung. Er war es gewöhnt, seine Vorlesungen mit einer Demonstration zahlreicher Präparate, namentlich auch solcher von Varietäten, zu verbinden. Dazu aber reichte die Leipziger Sammlung nicht aus. Ihrer Ausgestaltung widmete er daher besondere Sorgfalt. Sie galt wiederum, wie in Prag, sowohl der vergleichend- wie der menschlich-anatomischen Abteilung . . .“

Das Institut wurde während der Jahre 1906–09 umgebaut und erweitert.

Im Institut stand Carl Rabl besonders Held sehr nahe, der durch seine entwicklungsgeschichtlichen Arbeiten über das Nervensystem sehr ähnliche Ziele verfolgte. Beide haben auch die Polarität der Zellen entwickelt. Auf Betreiben Rabls wurde Held 1917 zum Ordinarius für Histologie ernannt. Dann kam Sieglbauer zu ihm, der schon zwei Jahre bei ihm in Prag gearbeitet hatte. Später nahm er einen Ruf nach Innsbruck an. Sein Lehrbuch hat er Carl Rabl gewidmet. Spalteholz, der bereits bei His am Institut gearbeitet hatte, machte vielfach persönliche Schwierigkeiten, die um so größer wurden, da er nur seinen anatomischen Atlas herausgab und die technische Aufhellung von Präparaten mit Wintergrünöl gefunden hat.

Bereits im Juni 1906 hatte Rabl dann einen Ruf nach Wien bekommen, da der Lehrstuhl von Toldt freigeworden war. Er fuhr zu Verhandlungen hin und wurde auf dem Bahnhof von Paltauf und v. Eiselsberg erwartet. Rabl war fast schon bereit, die Berufung anzunehmen. Als er dann jedoch durch Böhmen zurückfuhr, sah er erneut die schwierigen politischen Verhältnisse in Österreich, so daß er sich aus familiären Gründen entschlossen hat, den Ruf abzulehnen. Seine Gattin hat später noch manchmal davon gesprochen, ob diese Ablehnung richtig gewesen war. Am 2. 9. 1911

wurde Rabl zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Kristiania ernannt.

1907 bekam dann Carl Rabl wiederum einen Anfall von schwerem Bronchialkatarrh. Curschmann lehnte jede Möglichkeit einer wieder ausgebrochenen Tuberkulose ab. Bei einem Aufenthalt in Igls kam jedoch ein schwerer Darmkatarrh hinzu, der langsam chronisch wurde. Ein Aufenthalt in Karlsbad im März hat nicht geholfen. Eine schwere Infektion durch eine Verletzung des Mittelfingers der rechten Hand schwächte Rabl so stark, daß er mit den schlimmsten Folgen rechnen mußte. Die Verletzung hatte er sich im Januar 1908 auf dem Präpariersaal zugezogen. Die ärztliche Behandlung übernahm als Chirurg Perthes, als Internist Curschmann und Jérôme Lange. Zur Pflege kam seine Schwester Rosa. Auch nach der Heilung blieb jahrelang eine Schwächung des rechten Armes zurück. Über die Folgen seiner herabgesetzten Widerstandskraft und über seine Sorgen wegen der Sicherstellung der Familie hat Rabl am 25. 5. 1909 an seine Mutter geschrieben.

Bald danach trat eine Heiserkeit auf, die anfangs als Folge der Überanstrengung beim Sprechen angesehen wurde, dann aber als Erkrankung des einen Stimmbandes diagnostiziert werden konnte. Die Diagnose schwankte zunächst zwischen Krebs und Tuberkulose. Von Ottokar Chiari wurde sie als Tuberkulose angesehen.

Marie Rabl schreibt in ihren Aufzeichnungen: „Im Sommer 1912 wollte mein Mann durchaus keinen Urlaub nehmen, da sich nun die Vorstellung bei ihm festsetzte, daß er um jeden Preis für uns noch so viel Geld als möglich verdienen müsse. Er legte sich außerhalb der Vorlesung und notwendigsten Amtsgespräche fast vollständiges Schweigen auf. Das fortwährende Leiden, dazu die Abgeschlossenheit, die Ermattung durch den chronischen Darmkatarrh, der auch das Haemorrhoidalleiden zu den rasendsten Schmerzanfällen und Entzündungen steigerte, führten zu einer Verdüsterung des Gemütes, die ihn nach und nach vollständig veränderten und die melancholische Seite seines Gemütes vollständig die Oberhand gewinnen ließen.“

Seine Gattin stand mit großer Liebe und Ausdauer während der ganzen Leipziger Jahre an seiner Seite und hat versucht, ihm in den schweren Depressionen zu helfen. Sie schreibt, daß sie ihren Gatten wohl nur darin enttäuscht hätte, weil er gedacht hätte, sie könnte und würde sich an seinen wissenschaftlichen Arbeiten beteiligen. „Mir fehlte dazu die Vorbildung, aber auch wohl sicher die Befähigung. Abgesehen davon aber konnte ich an allem bis ins Kleinste teilnehmen, was ihn beschäftigte. War es nun die Faulheit oder Ungeschicklichkeit der Diener, Böswilligkeit oder verständnisvolle Mitarbeit der Assistenten, Berufungsfragen in der Fakultät, Ärger bei der Prüfung, Beziehungen mit auswärtigen Kollegen usw., ich hörte von

allem und konnte an allem teilnehmen, alles miterleben. Das Schönste war aber doch die nie versagende Anregung, die aus dem unerschöpflich erscheinenden Wissen spielend mitgeteilt wurde. Es war ganz unmöglich, daß eine Frau dabei ins Triviale sinken konnte.

Ja, so waren die Jahre schön und überreich, aber die Sorgen sahen doch hinein und der Vater, der vom Großvater die übergroße Liebe und Ängstlichkeit für die Seinen geerbt hatte, gab sich bei jedem solchen Anlaß wie Krankheit und dergl. der aufreibendsten Sorge hin.“

Während des Krieges war Rabl besonders um seinen im Feld stehenden Sohn Carl sehr besorgt. Sein Schicksal konnte er gut verfolgen, weil täglich die Meldungen des Generalquartiermeisters mit den genauen Angaben der Kämpfe veröffentlicht wurden. Er hat sie nach den bekannten Angaben über Verlauf der Schützengräben verfolgt.

Während der Leipziger Jahre standen der Familie Rabl anfangs Herings sehr nahe, die vorher in Prag gewesen waren, aber schon 1895 nach Leipzig gekommen waren; dann Seeligers. Gerhard Seeliger stammte aus Biala in Galizien, seine Frau aus München. 1911 kamen Payrs hinzu; er stammte aus Tirol und seine Frau kam aus Prag. Die Verbindung mit v. Wiesers wurde erst nach dem Tode Rabls wiederaufgenommen, als ihr Schwiegersohn Exner aus Tübingen nach Leipzig kam. Auf den Sommerreisen traf man häufig mit Hochstetters und R. und O. Hertwigs zusammen. So standen auch in den Leipziger Jahren für die Familie die Verbindungen mit Österreich stark im Vordergrund.

Die Verbindung mit Corning, der vier Jahre bei Rabl am Prager Institut gearbeitet hatte, zerbrach während des ersten Weltkrieges. Rabl war sehr national eingestellt. Corning, der damals in Basel war, schrieb Anfang August 1914 an ihn, daß Deutschland sich in einer hysterischen Phase befinde. Den Kondolenzbrief von Corning nach Rabls Tod hat seine Gattin zurückgeschickt. Erst nach dem zweiten Weltkrieg bildeten sich neue Verbindungen mit der Familie. Damals sorgte Professor Corning, der von Basel nach New York zurückgegangen war, durch Pakete besonders für die nächste Generation. Daraus ergab sich ein lebhafter Schriftwechsel.

Gesellschaften hat das Ehepaar Rabl in Leipzig später kaum gegeben. Die Verbindung mit Wels und den österreichischen Verwandten hat Marie Rabl auch nach dem Tode ihres Gatten sehr gepflegt. Ihre Tochter lebte seit 1921 meistens in Oberösterreich bzw. in Wien.

1909 vertrat Carl Rabl die Leipziger Universität auf der Gedenkfeier für Darwin in Cambridge. Im Jahr 1911 war es ihm gelungen, die anatomische Versammlung in Leipzig abzuhalten. Am 14. 5. 1912 bekam er das Komturkreuz II. Klasse des Albrechts-Ordens. Am 21. 5. 1915 erhielt er den Titel und Rang als „Geheimer Rat in der 2. Klasse der Hofrangordnung“.

1914 mußte Rabl an einer Hoden- bzw. Nebenhodentuberkulose

operiert werden. Bereits 1916 mußte er sich ein erhebliches Sprechverbot auferlegen. Er war damals in Spezialbehandlung bei Dr. Georgi.

Für das Sommersemester 1917 ließ er sich von aller Lehrtätigkeit befreien. Im Frühjahr fuhr die Familie nach Baden-Baden; im Sommer nach Obergrainau bei Garmisch-Partenkirchen. Aber schon im Oktober 1917 mußte sich Carl Rabl wegen der fortschreitenden Lungentuberkulose zu Bett legen. Er bat dann am 8. 11. 1917 beim Minister um seine Entlassung aus dem Lehramt, die ihm am 17. 11. genehmigt wurde. Eine Lunge war, wie Jérôme Lange feststellte, vollständig zerstört. Bis wenige Stunden vor seinem Tode am Weihnachtstag war er vollkommen klar. Er lag in seinem Arbeitszimmer zu Hause.

Trotz der vielen beruflichen Aufgaben und den zunehmenden Krankheitsbeschwerden hat Carl Rabl während der Leipziger Jahre sehr viel wissenschaftlich gearbeitet. Seine Arbeitsrichtung war in der Antrittsvorlesung über „Organbildende Substanzen und ihre Bedeutung für die Vererbung“ festgelegt. Mit großer Hingabe hat er besonders die große Monographie über van Beneden abgeschlossen, deren zweiten Teil er überschrieb „weil's mi freut“. Besonders glücklich war er auch über die 1917 erschienene Arbeit „Bilaterale oder nasotemporale Symmetrie des Wirbeltierauges“, von der ein Exemplar aufgeschlagen bei seinem Tode auf seinem Schreibtisch lag. Seine zahlreichen mikroskopischen embryologischen Schnittserien, die er alle selbst angefertigt hat, sind durch die Ereignisse des zweiten Weltkrieges vernichtet worden.

Zum Schluß soll das angeführt werden, was Carl Rabl am 3. 8. 1902 an seinen Neffen Walter Rosenstingl über die Medizin geschrieben hat: „... Deine Frage, welchen Beruf Du wählen sollst, ist ungemein schwer zu beantworten. Das Beste, was darüber gesagt worden ist, findest Du in der Szene zwischen Mephisto und dem Schüler. Aber damit wird und kann Dir nicht gedient sein. Es ist freilich sehr einfach zu sagen, man solle den Beruf wählen, der einem die meiste Befriedigung gewährt. Aber man kann leider nicht von vorne herein wissen, was das für ein Beruf ist; und hat man einmal die Wahl getroffen, so ist es schwer, wieder umzusatteln. Auch kann man nicht wissen, ob ein zweiter Versuch besser ausfallen würde.

Wenn ich heute noch einmal vor die Wahl des Berufes gestellt würde, so würde ich mich sicher anders entscheiden, als dies geschehen ist. Ich würde nicht Theoretiker werden, sondern ein praktisches Fach oder wenigstens ein solches wählen, welches die Mitte zwischen Theorie und Praxis hält. Der Dank eines einzigen Menschen, dem man das Leben gerettet hat, gewährt meiner Überzeugung nach mehr innere Befriedigung, als die Anerkennung, die man sich durch die besten theoretischen Arbeiten verschaffen kann. Ich wünsche daher auch sehnlichst, daß keiner meiner Söhne sich einmal mich zum Muster nimmt. Sie sollen mit dem Volk für's Volk leben und sich

nicht in abstracten Forschungen ergehen, die, wenn sie auch ein Glied des Ganzen bilden mögen, doch nicht unmittelbar ins Triebwerk des Lebens eingreifen. Mein Ideal wäre es, eine rationelle Therapie zu schaffen, und daß dieses Ideal erreichbar ist, daran kann ich nicht zweifeln.

Damit bin ich aber auch mit meiner Weisheit zu Ende und ich fürchte, daß Du damit nicht zufrieden bist. – Ich muß mich daher wohl etwas concreter halten.

Falls Du Dich nicht speziell für Chemie, Physik oder irgend eine technische Wissenschaft interessierst, sondern mehr zur Biologie hinneigst, so würde ich Dir empfehlen, Dich an der medizinischen Fakultät zu inscribiren und das medicinische Studium ordnungsgemäß zu absolviren. Als ich einmal in Jena Haeckel gegenüber den Wunsch äußerte, das Doctorat der Philosophie zu machen (was mir damals sehr leicht gefallen wäre), rieth er mir, zuerst die medicin zu absolviren und erst dann an der philosophische Doctorat zu denken. Wie ich glaube, hatte er damit ganz Recht. Er sagte, man bekomme durch das Studium der Medicin eine viel breitere Basis. Freilich ist es jetzt, nach der Einführung der neuen Studien- und Prüfungsordnung mit der biologischen Ausbildung der Mediciner sehr schlecht bestellt. Auch sind die Aussichten der Mediciner ganz elende. So komme ich also gleich wieder in Versuchung, Dir vom Studium der Medicin, das ich Dir soeben empfehlen wollte, wieder abzurathen und Du kannst daraus sehen, wie schwer es für mich ist, Dir eine bestimmte Antwort auf Deine Frage zu geben. – Eines aber kann ich Dir mit aller Entschiedenheit rathen: Suche Deine Ausbildung zum größeren Theil in Deutschland, nicht in Oesterreich! Es ist das ein Thema, über das sich sehr viel sagen ließe. Aber ich will lieber schließen. Laß Dich nicht vom Genius loci irreführen! . . .“

Im Oktober 1916 schrieb Rabl an Fischel: „... Wenn ich noch beten könnte, so würde mein Gebet kurz sein und lauten: ‚Gott, gebe mir Kraft zur Arbeit‘, denn an Lust und Freude dazu wird es mir nie fehlen.“

Über sich selbst schreibt Carl Rabl in seiner Autobiographie am 28. 10. 1893 an die Akademie der Wissenschaften in Wien: „Daß ich nicht bei der Zoologie geblieben bin, bedauere ich nicht; ich bin mit meinem Beruf im allgemeinen zufrieden. Manchmal aber bedauere ich doch, daß ich nicht praktischer Arzt, vor allem Internist geworden bin. Mein Vater war ein Arzt, wie ich keinen besseren sah und von meinem Großvater, den ich leider nicht mehr kannte, hat mein Vater das Gleiche gesagt. Es thut mir leid, daß ich nur ein halber Mediziner geblieben bin.“

Seine Frau, Marie, geb. Virchow (geb. 29. 6. 1866, gest. 23. 10. 1952) hat sich seit der Übersiedlung nach Leipzig sehr bald den deutschen Volkstumsaufgaben gewidmet. 1907 übernahm sie den Vorsitz der Frauenortsgruppe des Vereins für das Deutschtum im Ausland, die sie jahrzehntelang geleitet hat. Im Zusammenhang damit nahm sie sich zu Beginn des ersten

Weltkrieges der ostpreussischen Flüchtlinge an. In den Jahren nach dem Weltkrieg hat sie die Studienvermittlung für Deutsche aus Siebenbürgen, Bessarabien und Galizien übernommen. Vortragsreisen nach dem Baltikum, nach Stockholm und Göteborg sowie nach Siebenbürgen brachte sie in engere persönliche Beziehungen. Besonders nahm sie sich der Lage in Südtirol mit seinen besonders schwierigen Verhältnissen an, über die sie häufig berichtet hat. 1934 bekam sie für kurze Zeit die Leitung aller Frauengruppen in dem Verein, damals Volksbund für das Deutschtum im Ausland, wobei sie bemüht war, kulturelle Arbeit und Politik getrennt zu halten. Sie erhielt dafür von dem V. D. A. als Auszeichnung die Plakette „Für Arbeit am Deutschtum“.

Zu allen Zeiten wurden jedoch stets die Familienbeziehungen nach Österreich und Deutschland gepflegt. Die Ferienreisen führten fast immer nach Wels oder Südtirol. Kulturelle Interessen, wie Kunst, Geschichte und Biologie wurden zu einer lebendigen humanistischen Bildung zusammengeschlossen, die auch für die Kinder als wesentlich für deren weiteres Leben angesehen wurde. Über sie seien nur kurze Daten angegeben:

1. Maria (Mizi), geb. 31. 12. 1892, gest. 7. 5. 1967.
2. Carl, geb. 16. 6. 1894, verh. mit Sabine Meinecke (geb. 1. 11. 1903), Facharzt für Orthopädie in Saarbrücken.
3. Rudolf, geb. 24. 9. 1901, verh. mit Ilse Behrens (geb. 29. 11. 1907, gest. 30. 11. 1952, Ärztin), dann mit Erika Behrens (geb. 5. 7. 1911, DRK-Schwester), Professor für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie in Kiel.

Die Geschichte der ältesten und größten Ärztesfamilie Oberösterreichs wurde in drei aufeinanderfolgenden Arbeiten seit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges geschildert. Sie wurde in ihrer kulturellen Abhängigkeit dargestellt, zu der viele Ereignisse und Menschen gehören. Die Offenheit gegenüber einer lebendigen Tradition und den zunehmenden Aufgaben verpflichten ebenso wie in anderen Berufen beweglich zu bleiben, um dem Leben einen Sinn zu geben, den es durch Ehrfurcht und Arbeit bekommt.